

Zeitschrift:	Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber:	Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band:	29 (2000)
Artikel:	Familiendokumente erzählen : alte Bilder und Schriftstücke aus dem Nachlass von Hafnermeister Fritz Gisler (1906-1992)
Autor:	Fries, Peter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1036705

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

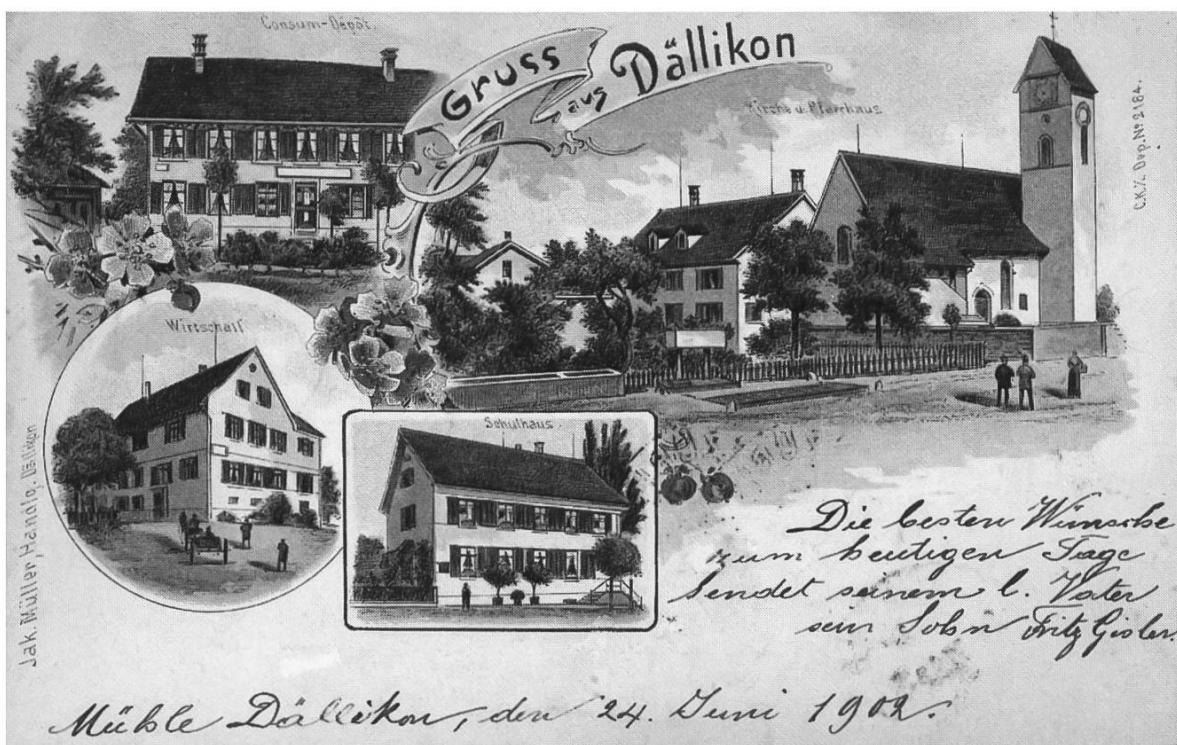
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatkundliche Vereinigung Furttal

Mitteilung Nr. 29

Familiendokumente erzählen

Alte Bilder und Schriftstücke aus dem Nachlass
von Hafnermeister Fritz Gisler (1906–1992)



*“Was im Dorf geschieht,
geschieht in der Welt,
und was in der Welt geschieht,
geschieht im Dorf.”*

(Gerhard Meier)

Titelbild: Grusskarte um 1900

Herstellung: Schnellert AG, Zürich

Familiendokumente erzählen

Bilder und Schriften aller Art aus dem Nachlass
von Hafnermeister Fritz Gisler, Dällikon (1906–1992)

Auswahl und Kommentar: Peter Fries

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Von Volken bis Dällikon	5
Wie ein Bub aus Zürich-Unterstrass vor 100 Jahren Hafnermeister in Dällikon geworden ist (Lehrzeit in Flaach – Wanderjahre)	8
Dällikon um 1900	16
Die Wuhrmanns und der «Schmiedgarten»	17
Friedrich Gisler baut im Oberdorf und eröffnet seine Hafnerei	19
Verlobung und Hochzeit	22
Im neuen Heim	26
Taufzettel sind alt	30
Fototermin für Fritzli und Liny in Zürich	32
Wie ist man damals vom Furttal in die Stadt gereist?	35
An die werten Kunden der Mühle	36
Kriegszeit 1914/18	37
Das Schulhaus am Dorfplatz	41
Erste Tagebuchnotizen von Fritz	43
Konfirmation	45
Lehrzeit beim Vater	48
«Herr Gisler, geben Sie auf Ihre Kirchenfenster acht!»	49
Sommer 1928	51
«Theääterle»	53
Amtliche Bekanntmachung	56
Fasnacht 1937: «Der letzte Pfiff»	57
Journalisten, Fotografen und Volkskundler entdecken die Hafnerei Gisler	59
Aktivdienst 1939/45	67
Die «Heimatkundliche Vereinigung Furttal» wird geboren	68
Das letzte Dokument: Abschied von Fritz Gisler	69

Vorwort

Wie ist es zu dieser Sammlung von Schriftstücken und Bildern gekommen? Und warum ist das Sichten und Ordnen dem Verfasser dieser Zeilen anvertraut worden?

Ich habe Fritz Gisler erst relativ spät näher kennengelernt – meine Frau etwas früher im Zusammenhang mit einem geplanten Cheminée und mit Töpfer-Freizeitarbeiten. Auf den Rat von Doris Gerber in Dällikon wandte ich mich nach meiner Pensionierung an Fritz bei der Vorbereitung von Publikationen für die Kirchgemeinde und für die Heimatkundliche Vereinigung Furttal, wobei er ab 1987 einige Male bei uns am Rebweg war, um auf Tonband kleinere Beiträge für das Bändchen «Wo wir daheim sind» zu sprechen und Fragen für «Namen in Dällikon» zu beantworten. Doris Gerber war es auch, die mir nahelegte, das Sammelgut von Fritz einmal anzusehen, weil sie vermutete, es habe sich im Gisler-Haus im Laufe der Zeit Interessantes und Erhaltenswertes angesammelt: über die Familie, die Hafnerei und über Dällikon. Das war im Januar 1990, kurz vor seinem 84. Geburtstag. Fritz war mit meinem Angebot zu sichten und zu ordnen einverstanden – etwas zögernd, weil er an die vielen, vielen Briefe, Grusskarten, Fotos, Akten und Belege aller Art dachte, an seine Zeitschriften, Bücher und Drucksachen, mit denen die Schränke, Truhen und Regale vollgestopft waren, darunter vieles noch aus der Zeit seiner Grosseltern und Eltern.

Zuerst galt es, sein Vertrauen zu gewinnen, denn seine Scheu, einem Menschen, den er noch nicht so lange kannte, vertrauliche Familiendokumente zu erschliessen, war verständlich. Deshalb nahm ich zu Beginn einfach das entgegen, was er häppchenweise vor mich auf den grossen Stubentisch legte: vergilzte Zeitungen aus seiner heimatkundlichen Sammlung und dann – was mich weit mehr interessierte – Familienfotos und alte Dälliker Bilder. Gut, dass er sich nach Arbeiten im Freien oft zu mir setzte, um das eine oder andere Bild noch zu datieren oder mit einer Legende zu versehen. Wer hätte das sonst gekonnt? Noch spannender wurde es, als Rico Caprez, sein ehemaliger Lehrling und späterer Besitzer der Hafnerei und der Liegenschaft, auf die Winde hinaufkletterte und Schuhsschachtel um Schuhsschachtel mit Briefschaften vergangener Jahre herbeistrug, von denen zuerst dicke Staubschichten und Spuren von Mäusen, die schon allerlei angeknabbert hatten, mit Staubsauger und Pinsel zu entfernen waren. Deshalb offerierte mir Fritz ab und zu mit pfiffigem Gesichtsausdruck einen Hausschnaps, «um den Staub zu löschen». Dabei ist es auch bald zum vertraulichen Du gekommen.

Es galt nun, bei diesem verschiedenartigen Material die Spreu vom Weizen zu trennen, also Unwichtiges und Belangloses auszuscheiden. Fritz selber hatte es im Laufe der vielen Jahre nicht übers Herz gebracht, etwas von diesen Erinnerungsstücken wegzwerfen. Die Briefe steckten meistens noch in den Kuverts der Absender; aber auch Drucksachenkuverts waren zu prüfen, weil darin ab und zu unerwartet Fotos zum Vorschein kamen. Beim Aufblättern von Zeitschriften erlebte ich Überraschungen, wenn ich dabei zufällig auf Bildreportagen über die Hafnerei Gisler stieß – schönes Material für die endgültige Sammlung.

Die Schriftzüge der Grosseltern, der Eltern, seiner Schwester Liny und der Verwandten wurden mir bald vertraut, und mit etwas Geduld konnte ich auch die deutsche Schrift der Grosseltern und des Vaters immer besser lesen. Was für Gegensätze zwischen der makellosen Lehrerhandschrift des Grossvaters und dem schlichten Schriftbild der Mutter, die sich wohl oft nach strengem Tagewerk hingestellt hatte, um mit klammen Fingern ihrer Tochter Liny «in der Fremde» zu schreiben und ihrem Mann oder Fritz, die oft im Militärdienst weilten.

Ich schlug Fritz vor, das Material chronologisch zu ordnen und die ausgewählten Erinnerungsstücke in Ringbücher einzuordnen, wozu sich sogenannte «Zeigetaschen» vorzüglich eignen. Auf diese Weise wollte ich die Geschichte der Familie und der Hafnerei darstellen, ergänzt und belebt durch allerlei Schriftstücke aus dem Alltag: Rechnungen, Belege, amtliche Mitteilungen, Einladungen zu Vereinsanlässen, Tagebuchnotizen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel usw. Nicht verwendetes Material kam in Archivschachteln und Ordner, alte Akten der Hafnerei ins Archiv, neuere in die Registratur von Rico Caprez.

So konnte ich Fritz zum 84. Geburtstag die ersten sieben Ringbücher überreichen; sie freuten ihn sichtlich, und gerne liess er fortan Besucher in sie hineinschauen.

Nach seinem Hinschied am 28. Juni 1992 war es naheliegend, im Einverständnis mit den Angehörigen und Rico auch den Rest der im Schlafzimmer



Fritz um 1976

oben gehüteten Schätze zu heben, die mir Fritz vorenthalten hatte. Vorrangig ging es darum zu retten, zu erhalten, um von einer kurzfristig anberaumten Räumung des Nachlasses nicht überrumpelt zu werden. Erstaunlich, was da alles in die Schlafzimmerschrank gestopft war: Ordner mit alten Belegen der Hafnerei, Schulhefte, Zeichnungen, Zeugnisse, Prozessakten, Urkunden, Pläne, vergilzte Exemplare von Kalendern, Fibeln sowie Zeitschriften und Bücher aller Art. Dazu in Schachteln eine grosse Zahl Todesanzeigen, adressiert an Fritz und seine Angehörigen. Schön geordnet fand ich seine Sammlung heimatkundlicher Schriften im Schlafzimmerschrank vor: «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich», «Heimatwerk»-Hefte, viele Nummern der «Zürcher Chronik» und Stösse von Familienzeitschriften.

Kein Wunder, dass nach Sichtung dieses Sammelsuriums weitere 26 Bände mit Dokumenten entstanden sind! Eine Idee konnte leider nicht mehr mit Fritz zusammen realisiert werden: ein bebildertes Inventar der schönsten Arbeiten aus der Hafnerei Gisler. Auch die Tagebücher von Fritz wären noch zu erschliessen, um das bisher gewonnene Bild von ihm, seiner Familie, seinen Verwandten und Freunden und von seinem Wirken in der Gemeinde abzurunden.

Das vorliegende Heft kann natürlich nur eine kleine Auswahl der ältesten Schriftstücke und Bilder erfassen und möchte auch keine Familien geschichte sein. Aber schon diese wenigen Unterlagen belegen, dass das Leben ein Geflecht aus unendlich vielen wechselseitigen Bezügen ist. Das zeigt sich hier besonders eindrücklich, weil Familiendokumente verschiedener Generationen aus städtischen und ländlichen Verhältnissen vereint sind.

Von Volken bis Dällikon

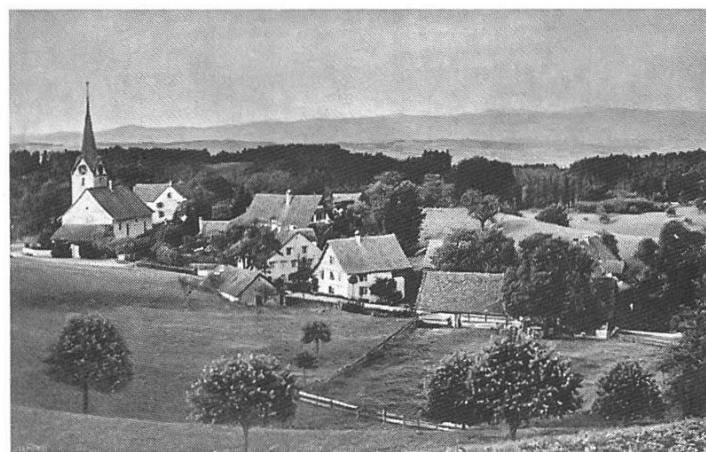
Vier Ortsnamen haben für unsere Sammlung eine besondere Bedeutung



In **Volken** im Flaachtal wurde *Johannes Gisler*, der Grossvater unseres Fritz, 1849 geboren. Dort ist das Geschlecht der Gisler schon 1431 bezeugt. Im Seminar Küsnacht erhielt der Jüngling seine Ausbildung als Lehrer, kam schon mit 19 Jahren als Vikar nach Unterstrass, wurde dort Verweser und

1872 gewählter Lehrer, so dass er mit Emilie Staub aus Hirzel eine Familie gründen konnte. Er war auch unermüdlicher Leiter von Gesangsvereinen und Organist in Unterstrass. Seine musikalische Ausbildung holte er sich bei dem Zürcher Dreigestirn Hegar, Kempter und Attenhofer. Als Kind vom Lande suchte er immer wieder Kontakte zur Landwirtschaft, wurde begeisterter Imker (auch in Dällikon) und als solcher Lehrer an der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule Strickhof in Zürich-Unterstrass.

In **Hirzel** steht das Geburtshaus von *Emilie Staub*, Grossmutter unseres Fritz Gisler. 1874 verheiratete sie sich mit dem jungen Lehrer *Johannes Gisler* in Unterstrass. Sie ist nur wenige Stunden nach ihres Gatten Tod im Mai 1924 gestorben.





An der Röslistrasse 46 in **Zürich-Unterstrass** wohnte das Ehepaar *Johannes und Emilie Gisler-Staub* mit ihren vier Kindern, unter ihnen *Friedrich*, der Vater unseres Fritz Gisler.

Die Röslistrasse hat ihren Namen von Ulrich Rösli, dem Besitzer eines Bades bei der Spanweid im 17. Jahrhundert.



Dällikon wurde die zweite Heimat von *Friedrich Gisler*, der hier mit Hilfe seines Vaters ein Haus mit einer Hafnerei bauen konnte. Das kleine Dorf im Furttal ist auch Geburtsort von *Lina Wuhrmann*, die Friedrich im Jahr 1902 heiratete. Ihr Sohn *Fritz*, der uns diese Sammlungsstücke hinterlassen hat, und seine Schwester *Liny* sind in Dällikon aufgewachsen.



Die Familie Gisler-Staub in Zürich-Unterstrass
um 1895, also zwei Jahre nach der Eingemeindung

Hintere Reihe (von links): Bertha/Berty (später Patin von ihrem Neffen Fritzli in Dällikon), Friedrich (später Hafnermeister) und Vater Johannes

Vordere Reihe: Emilie/Emmy (später Konzertsängerin), Heinrich (später Lehrer in Zürich-Oberstrass), Mutter Emilie sowie Hans (später Bildhauer und ETH-Professor)

Im Haus der Familie an der Röslistrasse 46, das bis 1875 der Sekundarschulgemeinde gehörte, in der die Gemeinden Fluntern, Oberstrass, Unterstrass, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach und Wipkingen vertreten waren, wohnt heute Martha (Marteli) Gisler, die Tochter von Heinrich (Cousine unseres Fritz Gisler).

Wie ein Bub aus Zürich-Unterstrass vor 100 Jahren Hafnermeister in Dällikon geworden ist

Dällikon: der Name des verträumten Dörfchens im Furttal muss Friedrich Gisler, dem Vater unseres Fritz, schon früh vertraut gewesen sein, denn dort soll er als Knabe Ferientage erlebt haben, und besonders berührt uns in der Rückschau, dass er vielleicht als 14- oder 15-Jähriger mit dem Tragen von Holz dabei sein durfte, als in der nahe gelegenen Glockengiesserei Keller in Unterstrass der Guss von drei neuen Glocken für die Dälliker Kirche vorbereitet wurde.

Kellers Sohn Jakob war ein gläubiger Mensch, der wie sein Vater jeden grösseren Guss mit entblösstem Haupt mit den Worten «In Gottes Namen» eingeleitet haben soll. Fast andächtig schaute Friedrich zu, wenn beim Glockenguss nach monatelangen harten Vorbereitungsarbeiten das weisse glühende Metall, eine Mischung aus Zinn und Kupfer, aus dem Schmelzofen bei dichtem, beissendem Rauch durch die Steinkanäle in die Glockenformen floss. Und was für ein Wunder, wenn Tage später nach dem Zerschlagen der Form und sorgfältiger Reinigung die neuen Glocken schön und glänzend zur Prüfung durch den Experten bereit waren. Beim Verfolgen dieses Prozesses muss im Knaben der Wunsch wach geworden sein, einen ähnlich schöpferischen Beruf zu wählen, der handwerkliches Geschick sowie Sinn für Farben und Formen verlangte: Hafner.

Lehrzeit in Flaach

Es spricht für den gutbürgerlichen Vater, dass er nicht versuchte, den Ältesten davon abzuhalten, einen handwerklichen Beruf zu wählen, ja, er war es, der ihm bei seiner Wahl beistand und es ihm später ermöglichte, in Dällikon ein Haus mit Hafnerei zu bauen. Doch noch ist es nicht so weit! In Flaach soll Friedrich die in der Tonwarenfabrik Bodmer in Zürich-Wiedikon begonnene Lehre beim Hafnermeister Hans Gisler, der nicht mit ihm verwandt ist, vollenden.

Aus dieser Zeit sind einige Briefe erhalten geblieben, welche die schöne Verbundenheit des Jünglings mit dem Elternhaus belegen. Der erste Brief, wie die andern in deutscher Schrift verfasst, stammt von den Tanten Anneli und Lisettli, den Geschwistern des Vaters im benachbarten Volken; sie waren wohl von ihrem Bruder Johannes gebeten worden, unauffällig ein wachsames Auge auf den Lehrling Fritz zu werfen und ab und zu über ihn nach Unterstrass zu berichten, so auch am 18. März 1893:

Lieber Bruder und liebes Emieli!

Dass Ihr nicht Angst habt wegen dem lieben Fritz, theile ich Euch kurz mit, dass es ihm ordentlich geht; er war gestern Abend das erste Mal bei uns, auch am Sonntagnachmorgen geschwind vor der Kirche. Fritz sagte, er sei alle Abende sehr müde; die Arbeit sei viel strenger als in Zürich. Er hat fast an allen Fingern Sprünge und aufgetriebene Hände vom Lehmverarbeiten. Aber er tue es gerne, wenn er nur gesund bleibt. Diese Woche musste er drei Tage nach Andelfingen. Morgens um 7 Uhr mussten sie droben sein bis abends 7 oder 8 Uhr, und dann noch heimlaufen. An zwei Tagen musste er barfuss Lehm treten, und die andern Tage von Hand den Lehm zubereiten. Er sagt, Hafner Gisler und seine Frau seien gut mit ihm; er habe es gut und genug zu essen. Der liebe Fritz sagte gestern abend, er sollte doch einmal heimschreiben, aber er sei alle Abend so müde, dass er nicht mehr schreiben möge; er könne nur ins Bett liegen und schlafen. Fritz weiss nicht, dass ich euch geschrieben habe. Ich dachte mir, als er fort war, ich könnte euch doch geschwind schreiben, dass Ihr wisst, wie es ihm geht. Er wird wohl auch bald schreiben.

Lieber Bruder, wie geht es Euch? Was macht das liebe Emieli? Hoffe, es gehe Dir ein wenig besser, und es wird uns freuen, wenn Ihr bald miteinander nach Flaach kommt. Was machen die lieben Kinder? Sie werden gesund sein. Es geht uns gottlob ordentlich; nur grad jetzt ist das Anneli im Bett. Will nun schliessen mit herzlichem Gruss an Euch alle von uns beiden

Anneli und Lisettli Gisler

Vom Fritz kann ich jetzt keinen Gruss schreiben, weil er's nicht weiss.

Einige Tage später traf endlich auch ein Brief von Fritz in Unterstrass ein:

Flaach, den 20. März 1893

Liebe Eltern!

Ihr werdet denken, ich habe Euch vergessen, dass ich so lange keinen Brief an Euch, meine Lieben, schreibe. Doch es ist nicht so. Ich bin nämlich abends recht müde; denn es gibt den Tag hindurch ziemlich strenge Arbeit; ihr werdet begreifen, dass ich nach dem Nachtessen lieber mich zu Bette lege, als noch Briefe zu schreiben. Es war halb fünf Uhr, als ich vorletzten Donnerstag in Henggart anlangte. Ich gab meinen Koffer auf der Post auf und wanderte dann frohen Mutes das Flaachtal hinab. In Volken begrüsste ich zuerst meine Verwandten, und dann reiste ich der «Hafnerhütte» zu. Die neuen Meisterleute begrüssten mich freundlich, und nachdem ich noch das Nachtessen zu mir genommen hatte, legte ich mich zu Bette. Am nächsten Morgen stand ich um halb 6 Uhr auf. Der Meister und ich machten uns bereit zum «Schwemmen». Am Samstag gabs Bouticarbeit, nebst Lehmtreten. Am folgenden Tag besuchte ich den Morgengottesdienst in

Flaach. Nach dem Mittagessen ging ich nach Volken. Gottlieb und ich machten eine schöne Rundreise. Nämlich: von Volken über Schloss Eigenthal, Schloss Berg an den Rhein hinunter; dann auf dem neuen Thursteig die Andelfinger Strasse hinauf und über den Bruderheini wieder nach Volken.

Am Montag gings nach Andelfingen. Dort gab es einen neuen Kochherd auszufüttern bei Herrn Thurmuhrenfabrikant Mäder. Am Dienstag machten wir fertig. Ich kriegte noch einen Franken Trinkgeld. Die anderen vier Tage waren wir wieder in der Werkstatt beschäftigt. Am Sonntag besuchte ich die Kirche, und am Nachmittag verweilte ich mich in Volken.

Die Meistersleute sind sehr freundlich und wohlmeinend mit mir, und ich erfreute mich bis dahin einer glücklichen Zeit. Ich hoffe, dieser Brief werde Euch ziemlich gesund antreffen. Wie gehts Dir, liebe Mutter? Ich hoffe, es werde immer besser kommen. Sind der liebe Vater und die lieben Geschwister und Züseli auch wohl; ich hoffe es. Ihr werdet so gut sein und mir bald einmal schreiben, wie es daheim geht. Meine Meistersleute und ich grüssen Euch alle aufs freundlichste.

*Es zeichnet Euer Sohn
Fritz Gisler*

Alles schien in bester Ordnung zu sein, aber einen Monat später traf ein versiegelter Brief ein, in dem der Vater seinem Sohn gehörig die Leviten liest:

Lieber Fritz!

Am 9. April habe ich von Deinem Meister einen Brief erhalten, der mir und Deiner Mutter wenig Freude machte.

Wir haben nämlich den Eindruck bekommen, dass zwischen Dir und Deinen Meistersleuten nicht das Verhältnis besteht, wie es sein soll, nämlich ein familiäres, auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger guter Gesinnung beruhendes. Wenn Du nun Deinen Meistersleuten in mancher Beziehung nichts danach frägst, so störst Du das gute Verhältnis und schadest Dir damit selber.

Deine Meistersleute wünschen, dass Du am Sonntag beizeiten ins Bett gehst; damit handeln sie in unserem Sinne: Du sollst nicht zum blauen Montag machen erzogen werden.

Wer sich am Montagmorgen nicht rüstig fühlt, der hat den Sonntag schlecht verbracht; er hat ihn nicht geheiligt, sondern entheiligt. Soll das Verhältnis zwischen Meister und Lehrling ein vertrautes, familiäres sein, so ist ferner am Platze, dass der Lehrling, wenn's ihm immer möglich ist, seine

Meistersleute einigermassen in Kenntnis setzt, wo und wie er seine freie Zeit zuzubringen gedenkt – nur wer auf rechten Wegen wandelt, darf ja alles sagen.

Dem nächtlichen Herumschweifen bin ich auch Feind, und darum soll das nächtliche lange Fortbleiben an Samstagen bei Dir auch keine Regel werden – Ausnahmen können ja immerhin vorkommen. Ein Knabe in Deinem Alter, meinst Du vielleicht, brauche nicht wie in einen Käfig eingesperrt zu sein, er soll seine Freiheit haben. Einverstanden, wenn man's recht versteht, die Freiheit, die einer meint, ist noch lange nicht immer die rechte Freiheit. «Nur in der Beschränkung zeigt sich der Meister», sagt Göthe. Und gewiss, keiner, auch der Freiste nicht, kann tun, was er will. Und dann denke an Deine Stellung: Du bist noch Lehrling, und einer guten Hausordnung, sei sie Dir bequem oder nicht, hast Du Dich zu fügen; der Meister hat zu befehlen, der Lehrling nichts anderes als zu gehorchen. Und gewiss ist's wahr: «Wer nie gehorchen gelernt hat, lernt nie befehlen.» Stelle Dich jeweilen in die Schuhe Deines Meisters und frage Dich: «Wie würde ich es alsdann machen oder wollen?» Wer gut erzogen ist, der empfindet übrigens vernünftige Forderungen nicht als Zwang. Wenn etwas Ungerechtes vorkommt, so kannst Du mir's sagen, und ich werde für Dich eintreten.

Lieber Fritz! Halte Dich so, dass Deine Meistersleute Dich gerne haben; nur dann geht Deine Lehrzeit fruchtbringend vorüber. Du weisst, dass Deine Mutter und ich Dir Räthe geben, die ihren Quell in der Liebe haben. Sei immer höflich, halte Deine Augen offen und jage einem schönen Ziele nach!

Nächsten Sonntag werde ich Dich besuchen, und Hansli kommt mit mir. Um 7 Uhr fahren wir in Zürich ab und 8.07 werden wir in Henggart aussteigen. Wir hoffen Dich dann gesund anzutreffen.

Es grüssen Dich vielmal Deine Mutter, der es ganz ordentlich geht, und

Dein Vater.

Unterstrass, den 20. April 1894

Deinem Meister habe ich heute auch geschrieben.

Wanderjahre

Am Ende seiner dann doch gut beendeten Lehrzeit in Flaach musste sich Friedrich im August 1894 mit der Mannschaft Winterthur und Umgebung zur Aushebung für die Rekrutenschule stellen. Zur Vorbereitung auf die Prüfung über Schulkenntnisse schickte ihm der Vater die Publikation «Vaterlandskunde».

Wie dies damals Sitte war, schloss sich der Lehre oft eine Wanderburschenzeit an, die dazu diente, das in der Lehre Erlernte zu ver-

tiefen, sich zu bewähren und die eigenen Kenntnisse zu erweitern. Mit dem Zeugnis seines Lehrmeisters in der Tasche, in dem ihm dieser Fleiss attestiert, machte sich Fritz auf die Wanderschaft, wobei ihn seine Böhm-Querflöte aus Buchsbaumholz und eine Anleitung zum korrekten Blasen begleiteten. In den Jahren 1895-1900 arbeitete er in Zürich, Aarau, Neuenburg, Payerne, Stein am Rhein, nochmals in Zürich und zuletzt in Zug. Er sieht auf der Wanderschaft «viel Schönes und Interessantes», wie er einmal nach Hause schreibt, doch die liebe Heimat gehe ihm doch über alles, und oft plage ihn auch das Heimweh nach den Eltern und Geschwistern.

Dazwischen musste er 1896 die Rekrutenschule in Zürich absolvieren, die auf Grund der Militärorganisation von 1874 für die Infanterie nur 45 Tage dauerte, für das Genie 50, für die Artillerie 55 und für die Kavallerie 80 Tage. Die Infanterie des Auszuges hatte alle zwei Jahre einen Wiederholungskurs von 10 Tagen zu bestehen.

Aus Payerne schrieb er am 19. Juni 1897, er werde mit dem Grütl Männerchor am Sängertag in Payerne mitwirken und er sei im Februar in den Schweiz. *Grütliverein* aufgenommen und kurz darauf als Aktuar gewählt worden. Seine Erfahrungen in dieser Zeit sollten ihm später bei seinen Ämtern in Dällikon zugute kommen. Aber vor allem bat er die Eltern, ihm so rasch wie möglich die Militärsachen zu schicken, da er am 23. Juli zur Inspektion einrücken müsse. Aus der Liste, die er beilegte, ist ersichtlich, was ein Infanterist damals vorzuzeigen hatte:

Militaireffekten, die ich bei der Inspektion haben soll:	
1. Mäppeli.	10. Fornister.
2. Polizeimütze.	11. Gewehr.
3. Kasut.	12. Piagonette (mit Gurt und Scheide)
4. Waffenrock.	13. Soldatenmesser.
5. Hoseng & Daar.	14. Putzsäcklein.
6. Putzzeug.	15. Notmunition.
7. Brustsack.	16. Ordonnanzschubse.
8. Granelle.	17. Patronentasche.
9. Feldflasche.	

Zentral-Statuten des Schweizerischen Grütlivereins.

(Vom 3. Juni 1893.)

I. Zweck und Bestand des Vereins.

§ 1. Der Grütliverein ist ein schweizerischer Verein. Er bezweckt die Entwicklung des politischen und sozialen Fortschritts im Schweizerlande auf Grundlage der Sozialdemokratie. Der Grütliverein will seine Mitglieder zu selbstbewusster Theilnahme am Staatsleben befähigen.

§ 2. Die Verwirklichung seiner Grundsätze und die Erreichung seiner Ziele erstrebt der Grütliverein durch die Fortbildung seiner Mitglieder in politischer und volkswirtschaftlicher Richtung, insbesondere durch die Pflege freier Diskussion, durch Anschaffung guten Lesestoffes, durch Unterricht in der vaterländischen Geschichte, in Verfassungs- und Gesetzeskunde.

Der Grütliverein nimmt als Verein Antheil an allen Fragen des staatlichen Lebens, insbesondere an Fragen der Gesetzgebung, sowie an allen volkswirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen, welche die materielle und geistige Hebung der arbeitenden Klassen bezo gen.

Die kleine Stadt Zug, Friedrichs letzte Station auf der Wanderschaft, wurde für ihn besonders bedeutsam, weil er in der Ofenbauerei Keiser von seinem Meister wertvolle Anregungen für den Bau antiker Öfen und für das Bemalen von Kacheln erhielt. Ein schönes Beispiel für Keisers über die Schweizergrenzen hinaus bekanntes Schaffen ist eine Kopie eines Pfau-Ofens im Landesmuseum.

Von Heinrich Pfau (1642–1719) stammen sozusagen alle Malereien der Winterthurer Öfen aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts.

Arbeiter-Ordnung

für die

Hafnerei von Jos. Keiser in Zug.

1.

Die tägliche Arbeitszeit beträgt 11 Stunden; an den Vorabenden von Sonn- und Feiertagen aber nur 10 Stunden.

Die Arbeitszeit beginnt morgens 6 Uhr und dauert bis 12 Uhr und dann von 1 Uhr bis abends 7 Uhr.

Von halb 9 bis 9 Uhr vor- und von halb 4 bis 4 Uhr nachmittags ist Pause.

2.

Die Bezahlung findet alle 14 Tage und zwar am Samstag statt. Es bleibt ein Standgeld im Betrag von 4 Tagelöhnen stehen.

Der Arbeiter erhält dasselbe zurück, wenn sein Austritt in gesetzlicher Weise erfolgt und wenn er die ihm anvertrauten Gegenstände in gehörigem Zustande abgibt.

3.

Die gegenseitige Kündigung beträgt 14 Tage, sie kann an jedem Zahltag oder Samstag geschehen.

Die ersten 14 Tage gelten als Probezeit, während welcher Entlassung oder Austritt ohne Kündigung gestattet ist.

4.

Der Arbeiter, der die Nachtwache beim Brennen besorgt, hat am vorhergehenden Nachmittage von der Pause an frei und hat erst nach der Morgenpause des folgenden Tages wieder zur Arbeit zu erscheinen, so daß die Arbeitszeit innert 24 Stunden 11 Stunden nicht überschreitet.

5.

Jeder Arbeiter ist für die ihm anvertrauten Gegenstände verantwortlich.

6.

Sämtliche Arbeiter sind gegen Unfall versichert und haben jeden Unfall sofort anzugeben.

7.

Wiederholtes unentschuldigtes Wegbleiben von der Arbeit kann, nachdem eine Warnung vorausgegangen, mit sofortiger Entlassung bestraft werden.

Zug, den 25. Mai 1899.

Jos. Keiser.

Die «Arbeiter-Ordnung» der Firma ruft uns in Erinnerung, dass die Arbeitszeit damals 11 Stunden betrug, an den Tagen vor den Sonn- oder Feiertagen «nur» 10 Stunden.

Die neue Heimat



Dällikon um 1900

Dällikon

mit Berghof und Waidhof

439 m über Meer

Bezirk Dielsdorf – 344 Einwohner – Post und Telephon Eisenbahn

Gemeinderat: Meier, Heinrich, Präs. – Meier, J.-Jakob, Schreiber

Wirtschaften

Spillmann, Rudolf
Wuhrmann, Albert*

Metzger

Meier, Rudolf

Zimmermeister

Wuhrmann, Arnold

Wagner

Meier, Konrad

Seiler

Spillmann, Rudolf

Schuhmacher

Meier, Rudolf
Müller, Jakob

Spezereihandlung

Müller, Jakob

Schmiede

Meier, Jakob

Lehrer

Hardmeier, Heinrich

Müller

Lang, Kd.

Pfarrer

Steiner, Eduard

Betreibungsbeamter

Meier, Rudolf

Sattler

Meier, Heinrich

Schneider

Huber, Heinrich

Küfer

Meier, Felix

Vorlage (französisch und deutsch) zufällig entdeckt von Alfred Huber am 15.7.1997 in der Volksbibliothek im *Haus De Mont* in Laax.

* Friedrichs Schwiegervater in spe

Wie Dällikon vor 100 Jahren ausgesehen hat, beschreibt der Zürcher Heiri Gysler* hübsch in einem Beitrag, der im «Regan-Zunftblatt 1968» abgedruckt ist. Da steht zum Beispiel:

Mitten durch die ganze Gemeinde floss noch der offene Dorfbach vom Feuerweiher herunter, der dann aber bald in flottem Teamwork der Jungmannschaft von Dällikon zugedeckt wurde ... Die vielen Kirschbäume wurden von der Dorfjugend äusserst scharf und bei Tag und Nacht bewacht; die Regensdorfer Jungen hätten es auf keinen Fall wagen dürfen, in der Kirschenzeit etwa das Dorf zu besuchen; die mit Heugabeln, Dreschflegeln und faustdicken Holzprügeln bewaffnete Jungmannschaft hätte ohne weiteres zugeschlagen. ... Reizend um die ländlichen Häuser waren noch die grossen «Bhunget», in denen die Bäuerinnen Ihr Gemüse pflanzten und viel Liebe und Sorgfalt für Blumen aufwendeten. Es gab auch kein Haus, in dem nicht unzählige wundervolle Geranien auf den Fenstersimsen aufleuchteten ...

Die Wuhrmanns und der «Schmiedgarten»

Wie haben die Gislers eigentlich den Weg ins Furttal gefunden? Die Antwort erhielten wir von Fritz Gislers Nichte Monika, die von ihrer Grossmutter, Lina Gisler-Wuhrmann, erfahren hat, dass damals um die Jahrhundertwende manche Städter aufs Land kamen, um sich mit Holz und Obst einzudecken. So auch Lehrer Johannes Gisler aus Zürich-Unterstrass, der sich für den Kauf der Mühle interessierte und Ausschau hielt nach einem günstigen Bauplatz für die geplante Hafnerei seines Sohns Friedrich. Es ist anzunehmen, dass Vater und Sohn bei dieser Gelegenheit in der Wirtschaft «Schmiedgarten» einkehrten, den wir auf der nächsten Seite vorstellen:

*Seine humorvollen Geschichten aus dem alten Zürich sind in den Büchern «Einst in Zürich» (6. Auflage 1993) und «Wandlungen in Zürich» (1994) zusammengefasst.



Das Haus an der Regensdorferstrasse in Dällikon vis-à-vis der «Au» und der Kirche war bis 1910 eine Wirtschaft, benannt nach der Schmiede im anstossenden Hausteil auf der Westseite. Der Saal des «Schmiedgartens» muss recht geräumig gewesen sein, denn in einem alten Inserat um ca. 1860 lädt der damalige Wirt A. Mai ein zur Aufführung von zwei Lustspielen mit den verlockenden Titeln «Der Nachtwächter» oder «Die listigen Mädchen» und «Das betrogene Mädchen» oder «Hochmut kommt vor dem Fall». Preise: 1. Platz 40 Rp., 2. Platz 30 Rp., 3. Platz 25 Rp. (Kinder auf dem 1. und 2. Platz die Hälften).

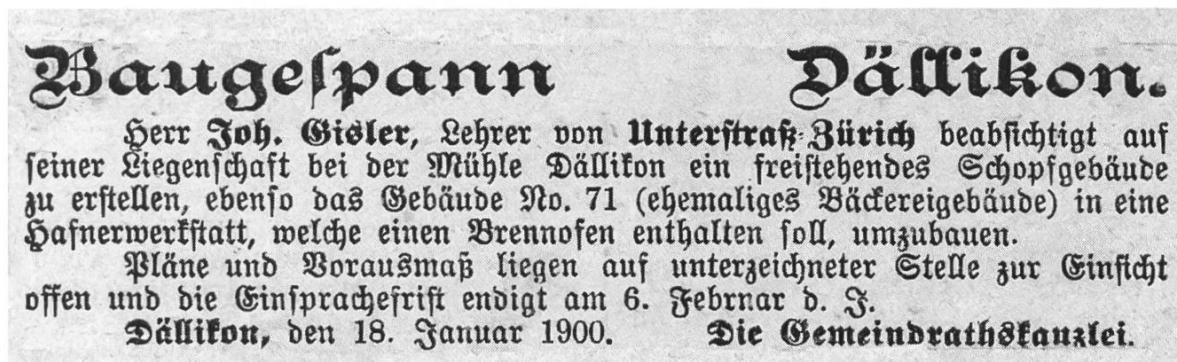
Auf dem Bild sehen wir Lina Wührmann beim Reinigen von Gefässen am Brunnen. Rechts aussen ihr Bruder Albert (Bezirksrat) mit seinen kleinen Kindern Albert und Berta. In der Mitte Albertine Wührmann, die Stiefmutter von Lina und Albert. Sie steht vor dem WC-Hüüsli, das übrigens auch von Besuchern der Gottesdienste benutzt werden durfte.

Das alte Haus, 1992 als «blaues Haus» im Gespräch, interessiert uns vor allem, weil hier *Lina Wührmann*, die Mutter unseres Fritz Gisler, zur Welt gekommen ist. Hier in Dällikon ist sie aufgewachsen, zur Schule gegangen und hat den Eltern bei ihrer Arbeit in Haus, Garten und Feld wacker geholfen.

Wann haben sich Friedrich und Lina wohl kennengelernt? Vielleicht bei Friedrichs Besuchen in Dällikon, wenn er allein oder mit dem Vater im «Schmiedgarten» einkehrte, wo Lina in der Wirtsstube aushelfen musste, wenn viele Gäste kamen. Und hier konnte er sie bei einem Glas Wein heimlich beobachten, ähnlich wie Gotthelfs Bauernsohn Joggeli, der auf der

Brautsuche als Kesselflicker getarnt Bauerntöchter bei ihrer Arbeit und bei ihrem Umgang mit den Angehörigen, Knechten, Mägden und Haustieren zuschaut.

War es nun also das Wirtstöchterlein, das den jungen Hafner nach Dällikon zog oder die Offerte des Vaters, ihm an der Mühlestrasse, den Bau eines eigenen Hauses mit Hafnerei zu ermöglichen? Wohl beides. Bestimmt ist es dem bescheidenen jungen Mann aus gutem Haus nicht schwer gefallen, Linas Herz zu gewinnen. Weniger leicht dürfte er es als Städter mit den Eltern gehabt haben, die lieber einen Einheimischen als Schwiegersohn gesehen hätten.



Friedrich Gisler baut im Oberdorf und eröffnet seine Hafnerei

Und wie mag es dem Untersträssler Friedrich bei seinem Einzug in Dällikon ergangen sein? Vielleicht wie Heiri Gysler, dem der Knabenverein Dällikon an der Bahnstation in Buchs-Dällikon mit allerlei Geräten bewaffnet auflauerte, um das Lösegeld von 15 Franken bei ihm einzuziehen, weil er in ihrem Dorf freien (wiibe) wollte. Oder ging es ihm wie dem kaum 20-jährigen Lehrer Ernst Enderlin, dem einer der Dorfgewaltigen viele Jahre später bei seinem Einzug in die Gemeinde gesagt haben soll: «Junger Mann, hüten Sie sich vor den Dällikern! Wenn Sie an einem Dorfende hereinkommen, wissen jene am andern Ende schon, was für Schuhe Sie tragen.»

Vor der Hochzeit aber musste Friedrich für ein Heim und den Raum für seine Hafnerei sorgen. Wegen günstiger Lehmvorkommen am Alberg hatte sein Vater schon 1899 vorsorglich das Areal der abgebrochenen alten Mühle erworben, wo sein Sohn in den Jahren 1900 – 1901 ein Haus nach eigenen Entwürfen erstellen konnte. Mit dem schlossartigen Treppengiebel brachte es eine neue Note in die alte Häusergruppe im Oberdorf.



Hafnerhütte Dällikon.

Ausführung jeder Art **Hafnerarbeiten**: Aussezzen und Liefern von **Bacöfen** und **Tragöfen** (Regulier- und Permanenbrennern für jedes Brennmaterial) aus selbstverfertigter und anderer Waare.
Reparaturen und Umänderungen; Lieferung von selbstverfertigten **Hafnerwaaren**: Wand- und Bodenplättli, **Gartenziegel**, (gegen Frost erprob'l). Blumentöpfe und Milchbecki, Futtertröge für Geflügel und Kaninchen; Vorrath von feuerfesten Ofenplatten und -Steinen, sowie von Ofen- und Kuhthüren.

Es empfiehlt sich bestens
Jänner 1903
Fritz Gisler, Hafner, zur Mühle.

Nach der Eröffnung der Hafnerei konnte der junge Meister ein bis zwei gelernte Hafner beschäftigen, und schon im April 1902 erhielt er anlässlich der Schweiz. Geflügel, Vogel- und Kaninchenausstellung ein Ehrendiplom für seine Futtertröge. Daneben verfasste er für den Schweiz. Hafner-Verband die Schrift «Die Beheizung unserer Wohnräume durch den Kachelofen», in der er für den Kachelofen und seine Vorteile warb:



Der Kachelofen ist der eigentliche Ofen der Zukunft. Wissenschaftlich wurden seine Vorteile erforscht; sie zeugen laut für ihn. An der *Internationalen Hygieneausstellung in Dresden* hat die Kachelofenindustrie einen schönen Triumph errungen, der im Satze gipfelt: «Von allen Heizungssystemen ist die Kachelofenheizung als die billigste, gesündeste und schönste zu bezeichnen.» – oder mit anderen Worten: «Für die Kachelofenheizung sprechen überaus gewichtige und triftige Gründe ökonomischer, hygienischer und ästhetischer Natur.»

Der junge Hafner fühlte sich bald wohl in der kleinen Dorfgemeinschaft. Mit seinem neuen Betrieb und später mit der gemeinsam mit seinem Vater betriebenen Weissmühle brachte er neue Impulse ins Dorfleben. Auch als Sänger durfte er willkommen gewesen sein, denn sein Name figuriert schon 1903 auf der Liste mit den Mitgliedern des neu gegründeten Männerchors. Als Hafner wählte man ihn von Dällikon und andern Gemeinden des Furttals als Feuerschauer, der – wie später auch sein Sohn Fritz – nicht *Feuer* zu begutachten hatte, sondern den Zustand der vielen Öfen im Furttal. Da er sich zudem als Lehrerssohn für die Schule interessierte, wählte man ihn auch bald als Verwalter in die Schulpflege, wobei ihm sein Vater, der für ihn bürgen musste, oft bei kniffligen Fragen hilfreich zur Seite stand.

Verlobung und Hochzeit

Wie überraschend gross der Bekanntenkreis von Lina und Friedrich schon war, zeigen die vielen Glückwunschkarten bei ihrer Verlobung im Jahr 1902 und zwei Jahre später auch bei ihrer Hochzeit. Hier eine kleine Auslese aus dem Strauss guter Wünsche:



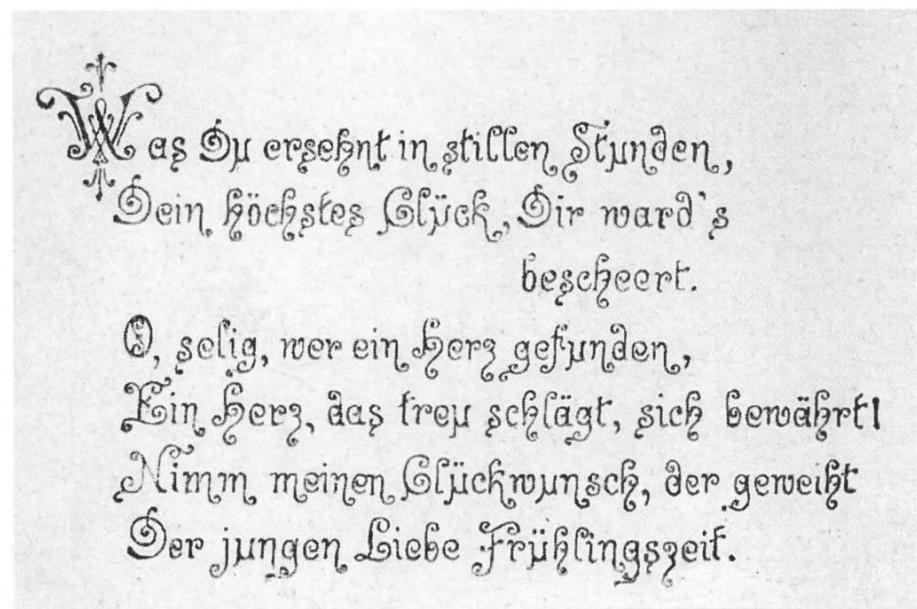
Die Welt so blühend,
der Blick so weit –
O wunderselige
Brautstandszeit.



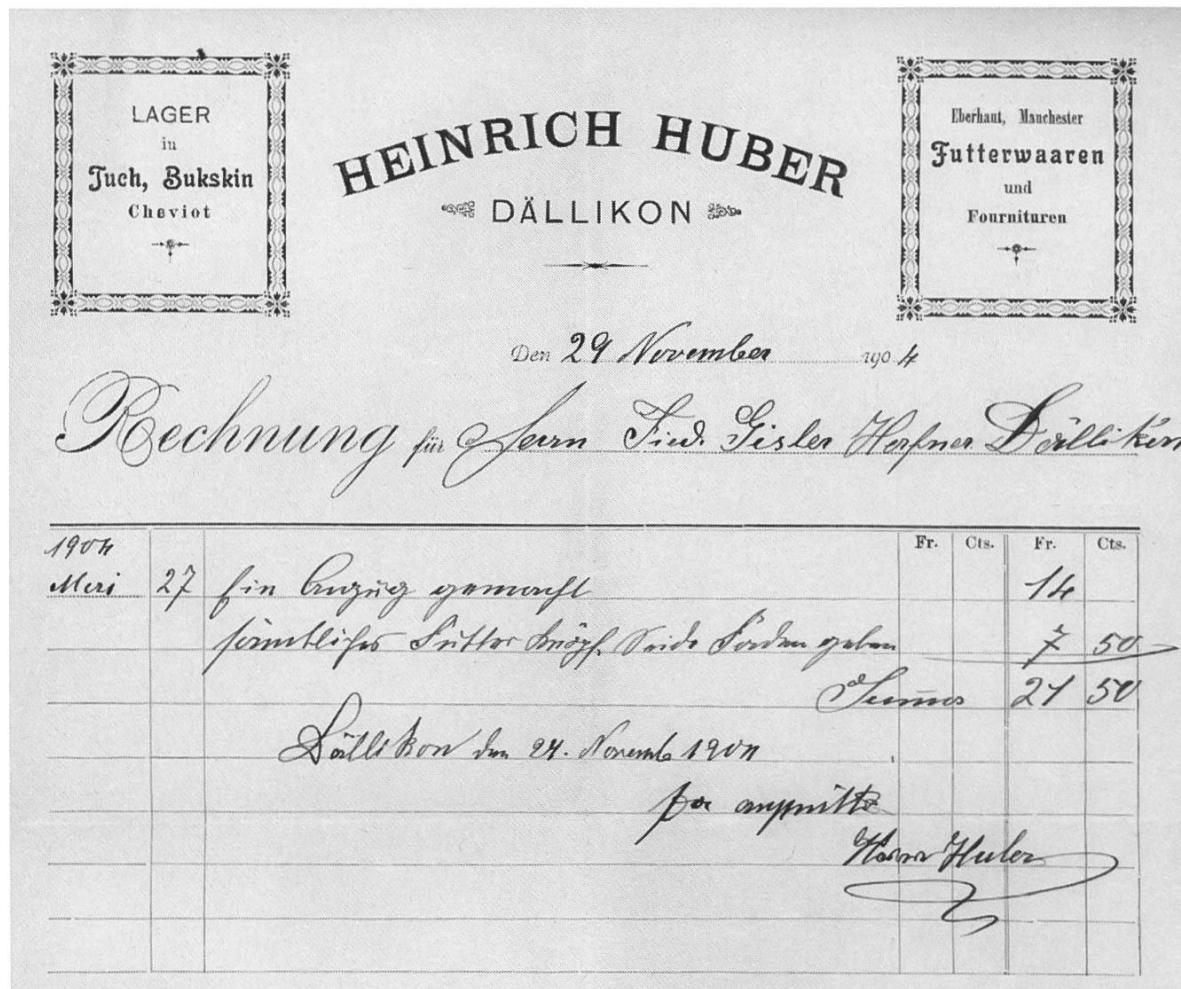


Mehr als der hellste
 Edelstein
 Ist werth ein Herz,
 das treu kann sein

Sorgt, dass die Liebe währt, —
 Des ganzen Glückes Reim!
 Die Flamme auf dem Herd
 Macht erst das Haus zum Heim!



Vor der Hochzeit Ende 1904 musste der Bräutigam noch in den Militärdienst einrücken, und vor allem beim Schneider Heinrich Huber in Dällikon einen Hochzeitsanzug bestellen – für sage und schreibe Fr. 21.50!



Der Dälliker Alfred Huber erinnert sich gut an den kleinen Leiterwagen, mit dem sein Grossvater als Störschneider seine Kunden besuchte.

Es scheint, dass das junge Paar komfortabler zu nächtigen plante als der schon zitierte Heiri Gysler, der um die Jahrhundertwende bei seiner Werbung um eine der Bauerntöchter mehrmals in Dällikon nächtigte und dabei eine nicht gerade angenehme Überraschung erlebt haben soll:

In meinem Zimmer stand ein sehr breites, ziemlich altes Bett, dessen Untermatratze aus einem Laubsack bestand. Nicht dass dies etwa nicht warm genug gegebenen hätte, aber bei jeder Bewegung, die ich machte, raschelte und rauschte es, dass ich jedesmal davon erwachte. Die blauweiss gewürfelte Kölschdecke war so dicht mit ausgerupften Hühnerfedern vollgestopft, dass sie wie ein Alb auf mir lag, der Schweiß tropfte in dem war-

men Bett in Bächlein von mir herunter. Im oberen Stock war auch im Winter keine Heizungsmöglichkeit, aber wenn ich dann unter die schwere Bettdecke kroch, lag ein ziemlich grosser Sack voll aufgewärmter Kirschsteine am Fussende ...

Wie unglaublich kaufkräftig das Geld damals gewesen ist, belegen viele andere Belege aus jener Zeit, so auch die Rechnung der Firma J. Hintermann-Meier in Küsnacht für die Bettwaren der Aussteuer:

Rechnung

J. Hintermann-Meier, z. Merkur

Küsnacht b. Zürich

Telephon: Zürich 415

Lager in Kleider-Stoffen
für
Herren und Damen
Herren-Confection
Baumwolltücher
roh, geblickt und gefärbt.

Bettwaren:
Bettbarchent, Indienne, Kölisch
Selbst gereinigte
Bettfedern und Flaum
Spezialität
in wollenen Bettdecken
Bettüberwürfe
Bettvorlagen

für Herrn Fritz Gyoler, Zappanompho, Dällikon

Frl.

Den 4. Mai, 1905.

Meter	Fr.	Cts.	Nach Verfall des vorigen 6 Monaten nach Datum der Faktura wird Verzugszins mit 5 % per Jahr berechnet.
3 ⁹⁰	Bettbarchent ½ B.B. (für Unterkleid 1.95)	7.60	
3 ⁹⁰	" ½ B.B. (- Decke) 1.2.-	7.80	
1 ²⁰	½ B.B. (- Pullover) 1.95	2.35	
0 ⁷⁵	½ B.B. (- Hosen) 1.95	1.50	
	Kneichen von vollem Barchent	2.50	
4 ⁵⁵	B'luoh roh ½ 1.5	4.45	
	Kneichen samt Knippe	- .90	
		<u>Summa:</u> 27.10	

Acht Tage nach Empfang der Ware wird keine Reklamation mehr angenommen.

Dällikon 10 Februar 1905

J. Hintermann-Meier

Im neuen Heim

Zu den besonders schönen Bildern unserer Sammlung gehört zweifellos die Fotografie mit der jungen Lina Gisler-Wuhrmann in der Stube ihres neuen Heims. Das findet auch ihre Grossnichte, Emmy Schmid-Wuhrmann, die als Mädchen oft im Gisler-Haus ein und ausgegangen ist und in der Hafnerei bei Vater und Sohn Gisler kleine Gegenstände aus Ton formen durfte. Zu den Erinnerungen gehört vor allem der romantische Garten hinter dem Haus mit Blumen, die sonst kaum im Dorf zu finden waren, z.B. rosaarbene Pfingstrosen (Bueberose); dazu gehörte auch der Mühlebach mit der kleinen Brücke, das Bienenhaus und der Bungert mit den Apfelbäumen. Zum Bild ihrer Grosstante, der Gisler-Bäsi, meint sie:

*Eine schöne Frau! In der Wehntalertracht
sitzt sie vor dem Spinnrad, mit dem sie,
wie die meisten Frauen des Dorfes, keine
Wolle, sondern den gerätschten und
gehäkelten Hanf und Flachs für
Leinentuchstoff spann. Zur Wehntaler
Sonntagstracht gehört die blaue seidene
Schürze über dem schwarzen Miederrock,
die weisse Bluse und der rote Brustlitz
mit schwarzer Samtborte.*

Es gibt aus früherer Zeit noch Fotos, auf denen man Frauen in der einfacheren Werktagstracht bei der Arbeit auf dem Feld sieht. Im Sommer war es in der Tracht luftiger und bequemer zu arbeiten, weil kein Kleiderärmel und keine geschlossene Taille hemmend gewirkt haben, berichtet die Trachtenforscherin Julie Heierli, aber im Winter waren die städtischen Kleider viel wärmer.

Zum Glück hat die Denkmalpflege des Kantonalen Hochbauamts im November 1980 Aufnahmen von der Stube und von der Küche des Gisler Hauses gemacht, so dass wir uns vorstellen können, wie diese während vieler Jahre etwa ausgesehen haben.



Lina Gisler-Wuhrmann
um 1905 im neuen Heim in Dällikon



Kernstück der Stube mit dem rauen Bretterboden war Friedrich Gislars Kachelofen mit dem «Chouschtbänkli», auf dem unser Fritz im Alter gern ein Nickerchen gemacht hat.



Die Petrollampe soll einen gelblichen Schein gegeben haben, und da es damals im Furttal kein elektrisches Licht gab, musste man beim spärlichen Licht der Kerzen zu Bett gehen. Fest steht, dass die Kirchenpflege Dällikon-Dänikon gemäss Protokoll am 25.2.1913 beschloss, die Kirche zu elektrifizieren mit neun Lampen für 240 – 270 Franken.

In der Küche musste die Mutter mehrmals am Tag den Herd zum Kochen anfeuern und im «Schiff» das Wasser aufwärmen.



Neben der Standuhr bemerkt man im schwarzen Rahmen die aquarellierte Tuschfederzeichnung von 1826 mit dem alten Dorfplatz von Dällikon.

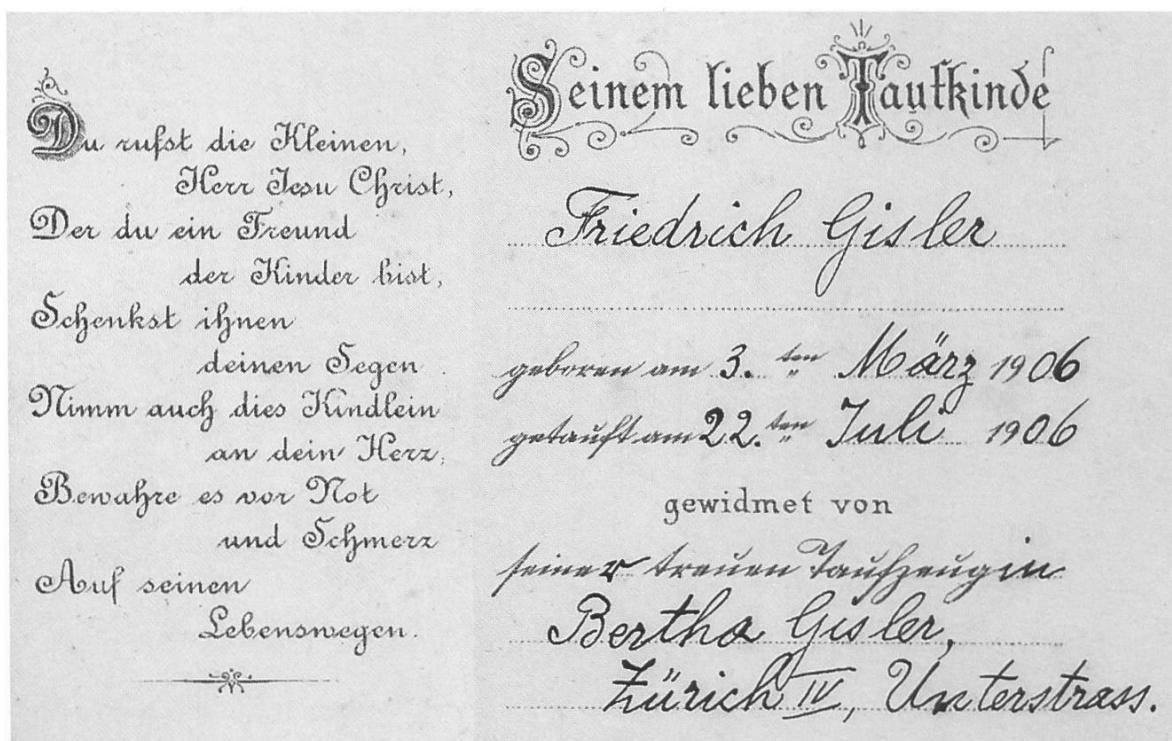
(Fotos A. Haederli)

Taufzettel sind alt

Am 3. März 1906 wurde dem jungen Paar der kleine Fritz geboren, der uns 86 Jahre später alle diese Dokumente hinterlassen hat. Linas Freundin Emma Wiesendanger erkundigte sich besorgt in einem Brief aus Wollishofen:

Du wirst nun Jemanden haben, der Dir in der Arbeit hilft, Du kannst doch unmöglich in und ums Haus alles besorgen, und besonders im Frühjahr giebts gar so vielerlei zu tun, oder hilft Dir Deine Mutter? Ein kleines Kind bringt sehr viel Arbeit, bei sorgfältiger Pflege, gelt? ... Ist es nachts brav, damit Du Deine Nachtruhe nicht zu sehr missen musst? Jetzt fühlst Du Dich auch nicht mehr so einsam, wenn Dein lieber Gatte auswärts ist, und er wiederum freut sich doppelt, ins traute Heim zurückzukehren ...

Am 22. Juli wurde Fritzli getauft. Seine Patin, Bertha Gisler, die Schwester des Vaters, war für den Taufzettel besorgt:





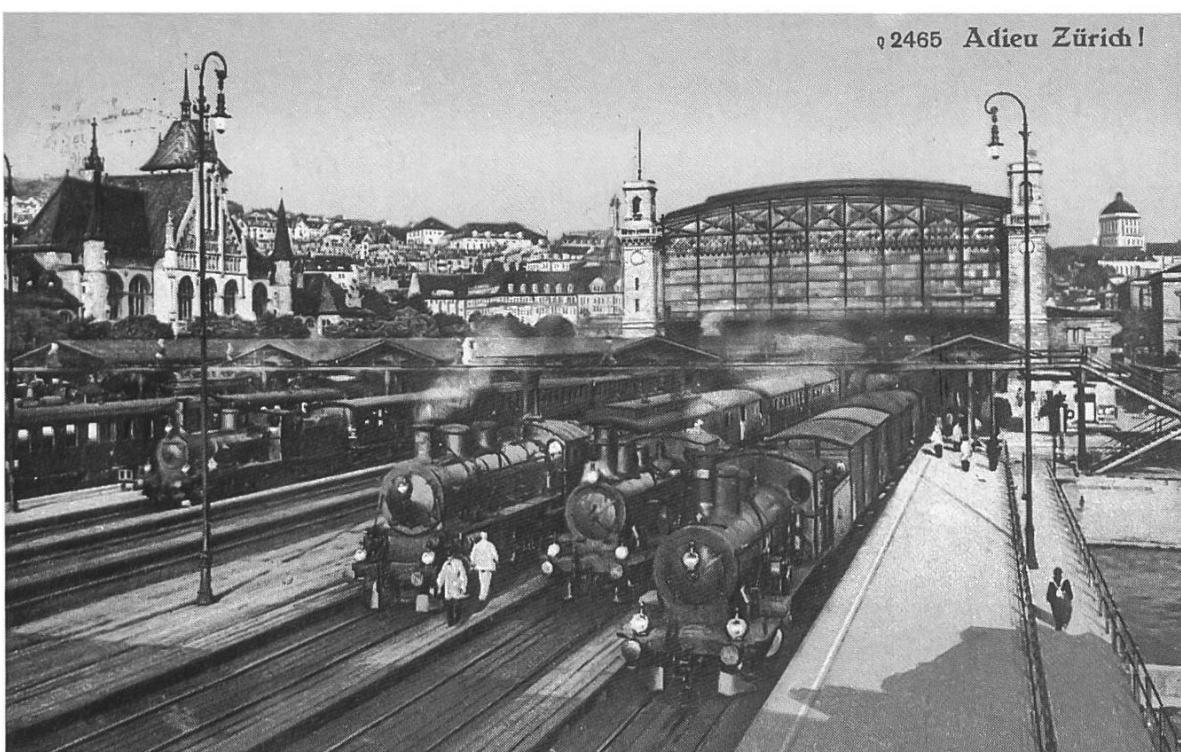
Dieser Taufzettel aus dem Nachlass einer Dälliker Familie erinnert an andere solche Erinnerungsblätter jener Zeit, farbig und oft graphisch schön gestaltet; sie gehörten damals zu jeder «besseren» Taufe. In manchen Familien hat man sie gerahmt. Über Jahrzehnte hielten sich handkolorierte Holzschnitte, bis sie Mitte des 19. Jahrhunderts durch das Steindruckverfahren (Lithographie) verdrängt wurden. Beliebte Dekorationselemente waren Pflanzenmotive (Kranz, Krone, Nelke, Rosenknospe) und Ornamente beliebte Dekorationselemente.

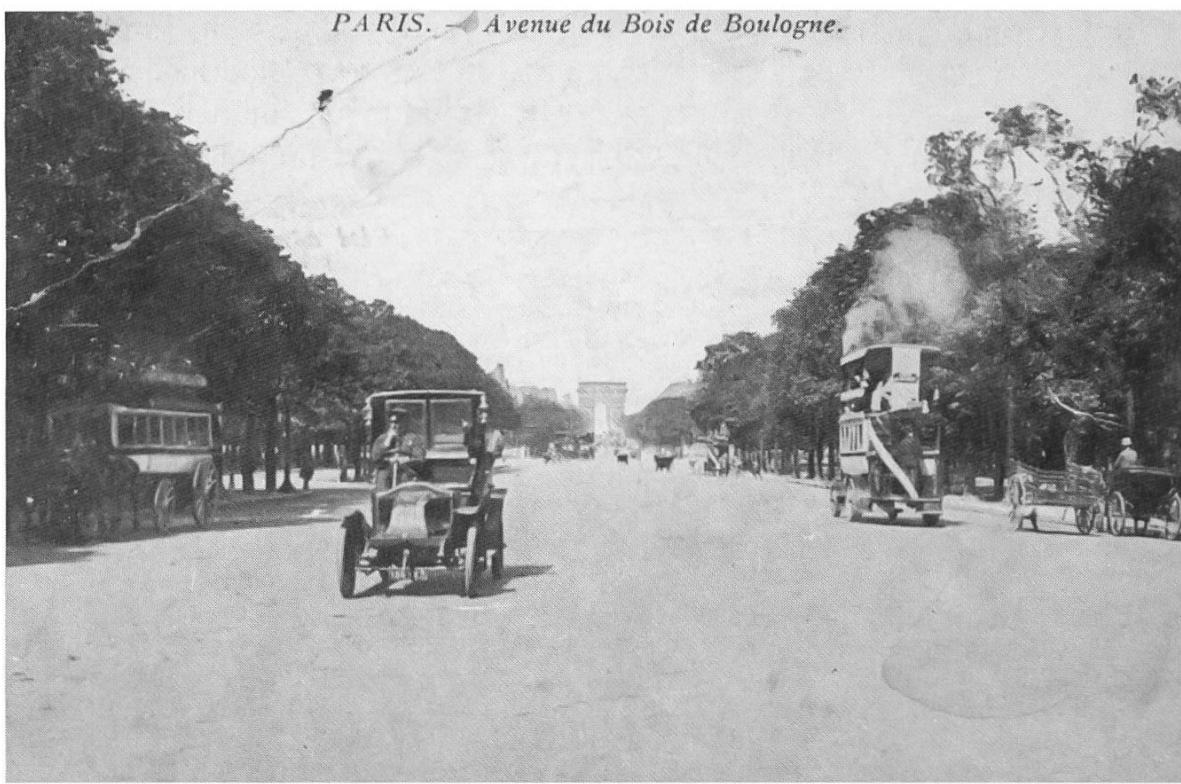
Fototermin für Fritzli und Liny in Zürich



Fritzli und sein am 6. Juli 1907 geborenes Schwesternchen Liny durften um 1911 im Sunntigsgwäldli zu einem Fototermin nach Zürich fahren (mit den Eltern oder mit den Verwandten in Unterstrass?), wo die bekannten Fotografen Philipp und Ernst Linck im Uraniahaus ein Atelier unterhielten. Wie haben wohl die Kleinen die Stadt erlebt – die grossen Warenhäuser, die elektrischen Trams und die ersten Autos?

Zürich wurde den beiden bald vertrauter, weil die Grosseltern, Tanten und Onkels aus Zürich-Unterstrass bei ihren Besuchen vom Stadtleben erzählten; zudem schickte der Grossvater oft Mitteilungen an den Vater auf Ansichtskarten, die zeigen, wie die Stadt damals aussah und wie sie sich veränderte.





Nicht nur aus Zürich, sondern auch aus der grossen weiten Welt kamen Grüsse ins Furttal. So zeigt die Ansichtskarte des Grossvaters aus Paris im Jahr 1909 einen einsamen Autopionier auf der Avenue du Bois de Boulogne, und mit ihren Grusskarten und Briefen aus Berlin berichtete Tante Emmy Gisler in den Jahren 1906/7 begeistert von ihren Gesangsstudien bei der berühmten Schweizer Sopranistin Emilie Welti-Herzog.



Wie ist man damals aus dem Furttal in die Stadt gereist?

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie man damals überhaupt nach Zürich gekommen ist. Möglich war natürlich die Fahrt mit der Bahn, die noch mit Dampf betrieben rauchend und pustend durchs Furttal fuhr. Vielleicht hatte man auch ein Gefährt zur Verfügung – ein einspänniges Bregg oder einen Federwagen – oder, was viel häufiger der Fall war: Man ging einfach zu Fuss. Heiri Gysler erzählt in seinen Erinnerungen:

Meine nachmalige Frau musste als Schulkind schon am frühen Morgen mit einem Handwagen zu Fuss in die Stadt und die Kirschen für 15 bis 20 Rappen per Kilo verkaufen. Und bis die beiden Zainen voll der Früchte leer waren, zog sich der Weg bis zum Rigiviertel in Zürich-Oberstrass hinauf. Bei der kleinen Konditorei beim einstigen alten Kirchlein durfte sie dann einen Mohrenkopf für zehn Rappen kaufen, den sie auf dem Handwagen sitzend mit Hochgenuss vertilgte.

Heute, da man über Velos, Motorräder, Autos, Busse und die S-Bahn verfügt und sich oft schon für lächerlich kurze Distanzen ins Auto setzt, kann man über die beachtlichen Marschleistungen der Furttaler nur staunen. Dies sei noch viele Jahre später der Fall gewesen, erzählen ältere Dälliker Frauen und Männer. So ist Emmy Schmid Anfang der dreissiger Jahre als Mädchen mit der Mutter über den Grünwald nach Höngg getippelt und dann mit dem mit Obst beladenen Handwägeli hinunter an die Hönggerstrasse in Wipkingen, wo ihr Kunde Bäcker Zürrer besonders feine Grahambrote verkaufte. Andere Dälliker hatten Abnehmer in Zürich-Affoltern, in Unter- und Oberstrass, Oerlikon oder sogar in Schwamendingen.

Wenige wissen, dass man um die Jahrhundertwende manchmal von Zürich aus mit der Postkutsche via Wipkingen und Höngg bis Weiningen fuhr und dann zu Fuss über den Altberg ging. So sagte im März 1907 Grossmutter Gisler ihren Besuch in Dällikon an und bat ihren Sohn Friedrich, ihr auf dem Weg von Weiningen durch den Wald entgegenzukommen. Und Heiri Gysler schreibt in seinen Erinnerungen, er habe den Weg zu seinem Schatz von Weiningen über den Altberg wählen müssen, weil ihm die Burschen des Dälliker Knabenvereins an der Station Buchs-Dällikon auflauerten, um ihr «Lösegeld» einzuziehen.

Die Städter kamen gern ins idyllische Dörfchen mit der guten Landluft und den kleinen Beizen. Vor allem Grossvater Johannes Gisler war in Dällikon ein häufiger Gast, weil er sich um seine Bienen im Garten des Gisler-Hauses kümmern musste, wobei ihm der kleine wissbegierige Fritz bald einmal zur Hand gehen konnte. Dann hatte er ja auch noch seinen Rebberg

in der Chneblezen und betrieb zusammen mit seinem Sohn die Weissmühle (Getreidemühle) – auf eigene Rechnung oder indem er sie an tüchtige Müller verpachtete.



Der alte Bau an der unteren Mühlestrasse war bis 1929 Getreidemühle, dann Stein- und Tonmühle der Hafnerei.

(Zeichnung von Ernst Enderlin)

An unsere werten
Kunden von Dällikon und Umgebung.

Werte Landwirte!

Hiemit möchten wir Ihnen mitteilen, daß in **unserer Mühle** eine etwelche Änderung eintritt. Der Betrieb auf unsere Rechnung brachte uns mancherlei Arbeit. Dieser Umstand veranlaßte uns, eine ungesuchte, günstige Gelegenheit zu benutzen, um wieder einen guten **Pächter** zu bekommen. Herr **Tschirren-Huber**, (er ein Berner, sie eine Züribieterin), der nun 7 Jahre die Mühle Hirslanden besorgt hat, wird mit 1. Oktober laufenden Jahres unsere Mühle übernehmen — vertraglich fest für 3 Jahre.

Wir sind überzeugt, daß er sich Mühe geben wird, die Kunden richtig zu bedienen, und hoffen, daß es ihm gelingen wird, **das uns und unserm bisherigen Müller, Herrn Steinmann, geschenkte Zutrauen zu erhalten.**

Auch er wird, um etwaigen Wünschen entgegenzukommen, **eingekauftes Getreide** vermahlen und gegen Barzahlung **Back-, Futtermehl** und **Krüsch** abgeben.

Wir empfehlen Ihnen Herrn Tschirren-Huber als Müller bestens.

Zürich und Dällikon, den 21. Sept. 1911.

Joh. Gisler, Lehrer, Zürich IV.
Fritz Gisler, Hafner, Dällikon.

Kriegszeit 1914/18

Heiri Gysler erzählt, die kleine Kundenmühle von Kägi (vermutlich einer der Pächter) habe während des Ersten Weltkrieges ununterbrochen bei Tag und Nacht gerattert.

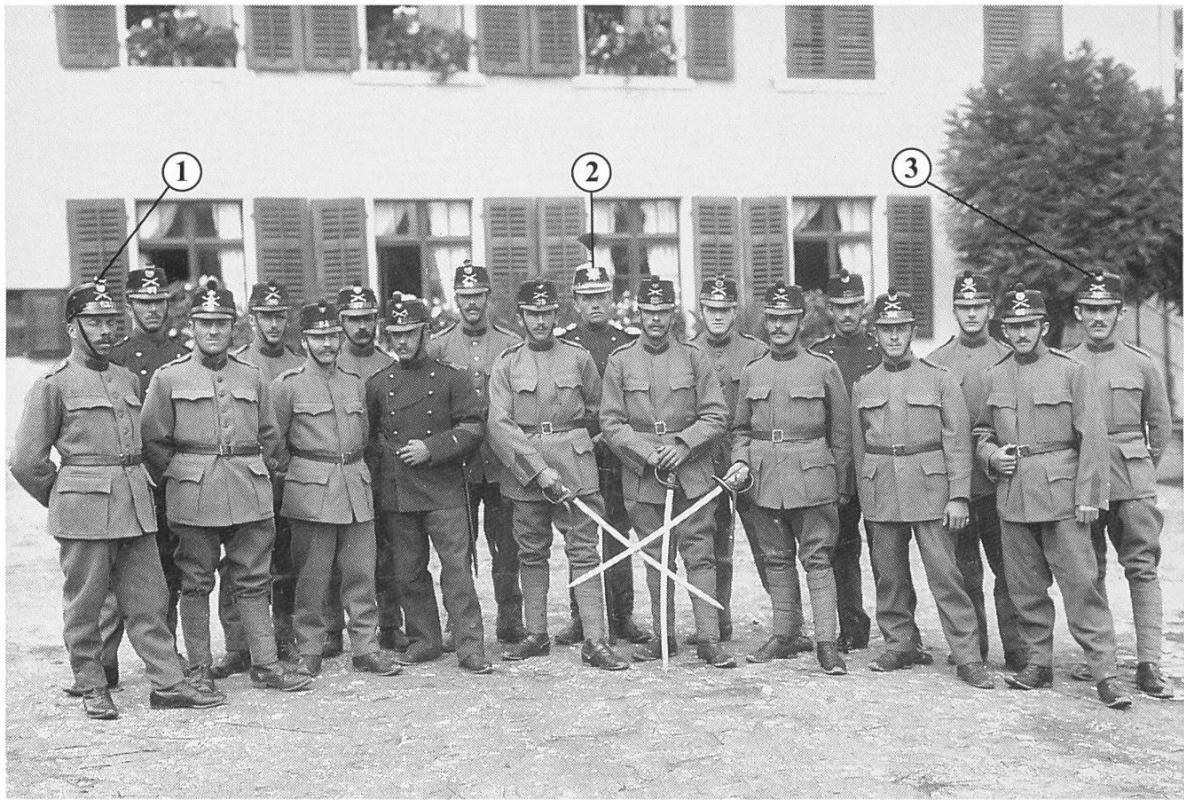
Ja, dieser unselige Krieg von 1914/1918! Aus der frohen Stimmung des Schweizervolks rund um die Landesausstellung in Bern wurden auch die Furttaler aufgeschreckt, als das Attentat in Sarajewo den Krieg auslöste und der Bundesrat Anfang August die Generalmobilfahrt anordnete.

Fritz, der zu dieser Zeit die Primarschule besuchte, wusste später zu erzählen, dass seine Mutter und die andern Frauen, deren Männer wie Vater Gisler Aktivdienst leisteten, hart zupacken mussten. Man verschärfte die Einfuhrbeschränkungen für Lebensmittel und erweiterte die Rationierung; die Zuteilungen wurden immer kleiner.

1916 habe man zeitweise den Kanonendonner aus dem Elsass und Ostfrankreich gehört und nachts sei das Aufblitzen von Geschossexplosionen zu beobachten gewesen. Zum Glück konnten die Bauern im Furttal die Baum- und Feldfrüchte gut einbringen, was die Kriegsnöte erträglicher machte.

1918 sei für die Landwirtschaft im grossen und ganzen ein gutes Jahr gewesen, ja das beste Getreidejahr seit 50 Jahren. Aber die Brotrationen wurden trotzdem immer kleiner. Für die Imker war es eines der besten Honigjahre.

In die Kriegsjahre fällt ein für Fritz wichtiges Ereignis: Die Mutter schlägt in einem Brief an ihren Mann vor, ein paar *Geissen* anzuschaffen; wenn der Krieg noch lange daure, könne man damit die hohen Kosten für die Kuhmilch sparen. Sie wisse, dass sie sich damit viel Arbeit aufbürde... Sie konnte nicht ahnen, wieviel Freude die originellen Tiere mit ihren Nachkommen dem Sohn bereiten würden.



Die Dälliker Aktivdienst-Soldaten im Ersten Weltkrieg (um 1917)

- 1 Hermann Meier-Aeppli (Forschter-Herme)
- 2 Gottlieb Huber (Onkel von Alfred Huber)
- 3 Jean Spillmann-Ackermann (vermutlich als einziger auf dem Bild mit den Aktivdienst-Soldaten 1939/45, Seite 66/67)



General Wille meldet sich ab

Es war noch nicht überall durchgedrungen, woran man den General erkennen könne. So kam er denn eines Tages unerwartet zu einer Kompanie an der Grenze. Der Hauptmann antwortete auf die vielen Fragen des Generals immer mit «Herr Oberst».

Der General stieg dann wieder in seinen Wagen, der Hauptmann reckte sich: «Herr Oberst, Hauptmann X meldet sich ab», worauf der General seine Hand an die Mütze legte und mit deutlicher Stimme sagte: «Herr Hauptmann, General Wille meldet sich ab.»



Wieder Inspektion, diesmal durch den Stabs-Chef Oberst von Sprecher. Nach Instruktion vom Brigadekommando wurde recht laut gemeldet. Der Inspizierende bat: Machen Sie doch keinen solchen Radau, das tönt ja über die Landesgrenze hinüber!

So populär wie Henri Guisan im Zweiten Weltkrieg, so bekannt war 1914/18 der korpulente General Ulrich Wille und ebenso der hagere Generalstabschef Theophil von Sprecher. Über die grundverschieden veranlagten Persönlichkeiten waren bald Müsterchen im Umlauf, die man im Bändchen «Humor im Tornister» von Eugen Wyler (1939) nachlesen kann. Fritz konnte sich über solche Anekdoten köstlich amüsieren.

Von Liny Gisler sind aus dieser Zeit Schulaufsätze erhalten geblieben, in denen sie von der Teuerung und von der Grippe erzählt:

Teuerung

Jetzt ist der Winter vor der Türe, wo man wärmere Kleider tragen muss. Aber jetzt ist alles so teuer, jetzt muss man viel Geld mit sich nehmen. Letzthin kaufte mir die Mutter Stoff zu einem Winterrock, der kostete viel Geld; sie kaufte mir noch Wolle, dass ich für den Winter warme Strümpfe habe. Es kostet jetzt mehr als das Doppelte. Früher konnte man mit wenigem Geld Stoff kaufen. Arme Leute können gewiss fast keine Kleider kaufen, weil sie so teuer sind. Arm und reich müssen sparen. Wegen dem Krieg ist alles so schlimm und teuer. Wie es mit den Kleidungsstücken ist, so ist es auch mit den Nahrungsmitteln. Wenn man etwas kaufen will, so heisst es immer, es habe aufgeschlagen; wenn man im Büchlein nachschaut, so sieht man, dass es jetzt viel teurer ist. Jetzt kostet der Liter Milch 30, früher 15 Rappen. Leute, welche kein eigenes Haus haben und alles kaufen müssen, müssen sorgen, dass sie ihr Leben durchbringen.

Grippe

Letztes Jahr brach eine schwere Krankheit aus. Sie verbreite sich in allen Ländern aus. Sie brach auch in unserer Gemeinde aus. Die Grippe ist eine heimtückische Krankheit. In unserer Familie litt auch der Vater an der Grippe. Das Militär griff es stark an, es starben auch viele Soldaten. Es gab nur wenige Familien, die verschont blieben. Ich hoffe, dass die Grippe bald ein Ende nehme. Wegen der Grippe musste die Schule eingestellt werden, so auch in andern Gemeinden. Auch der Gottesdienst wurde eingestellt, weil der Herr Pfarrer an der Grippe litt. Jedes Jahr gab es einen Christbaum und eine grosse Schokolade. Aber diesmal gab es keinen Christbaum und auch kein Büchlein und Schokolade. Aber wir mussten zufrieden sein an diesem Christbaum, den wir zu Hause hatten. Jetzt hat es nicht mehr so viele Grippefälle. Mein Vater las in der Zeitung, dass sie in den heissen Ländern mit den Särgen kaum nachkommen.

Das Schulhaus am Dorfplatz



Natürlich darf das alte Schulhaus, wo Fritz und Liny zur Schule gegangen sind, bei unserer Auslese nicht fehlen, denn die Erinnerungen vieler Dälliker sind mit diesem inzwischen völlig renovierten Bau verbunden. Auf dem Bild sieht man die beiden Akazienbäumchen vor dem Eingang und rechts das Wöschhüüsli, das man 1907 wegen eines zweistöckigen Flachdachbaus für die Nähsschule, für eine Waschküche und eine Gemeinderemise abbrechen musste. In diesem Anbau wurde die Arbeitsschule 46 Jahre lang von Luise Hardmeier betreut, die, wie ihre Schwester, mit Mutter Gisler eng befreundet gewesen ist.

In einem Artikel für die Festschrift zur Einweihung des Schulhauses Ruggenacher in Regensdorf erinnert sich Fritz, wie man 1914 die neuen Schulbänke begrüßt habe, obwohl die alten, langen, spanigen der Schülerromantik ihre speziellen Vorteile geboten hatten. Er erinnert sich auch an das umfangreiche Lager an Haselstecken, das die Schulbuben entdeckten, wenn sie die Schiitli für den Ofen auf den Estrich tragen mussten. Es kam vor, dass eine Haselrute infolge heimlich angebrachter Einschnitte in Stücke flog, wenn Lehrer Hardmeier den Hinterteil eines übers Knie gelegten Schlingels unsanft streichelte. Die Kur wurde jedoch meistens mit

einem neuen Stecken und erhöhter Täubi zu Ende geführt. Schulreisen waren früher in Dällikon selten und viel bescheidener als heute. In den Jahren, in denen keine grössere Reise stattfand, habe man jeweils einen Nachmittagsspaziergang erlaubt.



Die Schulkasse von Lehrer Heinrich Hardmeier um 1916; rechts Pfarrer Eduard Steiner (X: Liny und Fritz)

Dass viele Bauernkinder den Eltern vor und nach der Schule im Stall helfen mussten und deshalb nicht immer mit ganz sauberen Händen und Schuhen antrabten, zeigt ein kleines Erlebnis von Anni Forrer-Rütschi, das sie als zehnjähriges Mädchen hatte: Als Lehrer Enderlin seinen Schülern zu Beginn des neuen Schuljahres Bücher und Hefte verteilte, mussten die grösseren Kinder vormittags, die Kleinen der Unterstufe am Nachmittag antreten. Anni, für die als Viertklässlerin der Vormittag vorgesehen war, brachte die ungewohnten Zeiten durcheinander: Statt um 7 Uhr brav im Schulbank zu sitzen, half sie dem Vater beim Gullen einer Wiese in der Nähe und führte die Kühe mit dem Jauchewagen ahnungslos am Schulhaus vorbei. Am Nachmittag fragte sie der Lehrer – zum Glück am ersten Schultag noch gnädig gestimmt – erstaunt: «Was machsch dänn du da..?»

Zu sehen ist auf unserem Bild mit dem Schulhaus ferner der Dorfbrunnen (hier noch an seinem ursprünglichen Platz), wo die Kinder herrlich spielen,

göötschen und bei heissem Sommerwetter vielleicht sogar ein Bad nehmen durften. Unserem Hermann Meier (Forschter-Mandi) hat sich im Zusammenhang mit dem Brunnen ein rührendes Bild eingeprägt: Jeden Morgen trippelte Karline*, die alte, etwas schrullige Magd aus dem Wöibelhuus (Familie Rüegg) in ihrem langen schwarzen Jupe über den Platz zum Brunnen, um sich dort mit Seife und Lappen das feine Gesichtchen zu waschen. Karline hat Hermann angeregt, sich noch heute das Gesicht auf diese Weise zu waschen. Ob es sich deshalb unter dem stattlichen Bart so zart anfühlt..?

* Eine hübsche Erinnerung an Karline findet sich auch im Beitrag «Chilbiziit» des Büchleins «Wo wir daheim sind» (Kirchgemeindetag Dällikon-Dänikon 1987).

Erste Tagebuchnotizen von Fritz

Beim Blättern in den Ringbüchern unserer Sammlung stossen wir von 1918 an auf erste Tagebuchnotizen von Fritz, eingetragen mit Bleistift in seine Pestalozzi-Kalender. Unter den ersten Eintragungen finden wir Hinweise auf das traditionelle Tätschschiessen, bei dem er und andere Buben seines Alters am Ostermontag 1919 und an den folgenden Sonntagen mit der Armbrust auf einen mit glattgestrichenem Lehm gefüllten Rahmen, den «Tätsch», schiessen mussten, auf dem eine Scheibe befestigt war. Dieser zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Stadt Zürich und auf der Landschaft als eine Art militärischen Vorunterrichts eingeführte Brauch wird heute in unserer Gegend nur noch in Watt gepflegt; aber dort dürfen seit 30 Jahren auch die Mädchen ihre Schiessfertigkeit zeigen.

Alles, was für Fritz wichtig war, fand in seinen Notizen Erwähnung: die Grippeerkrankung des Vaters, Bezüge aus der Mühle, Daten über die Geissen, die Bienen und die Zürcher Glocken.

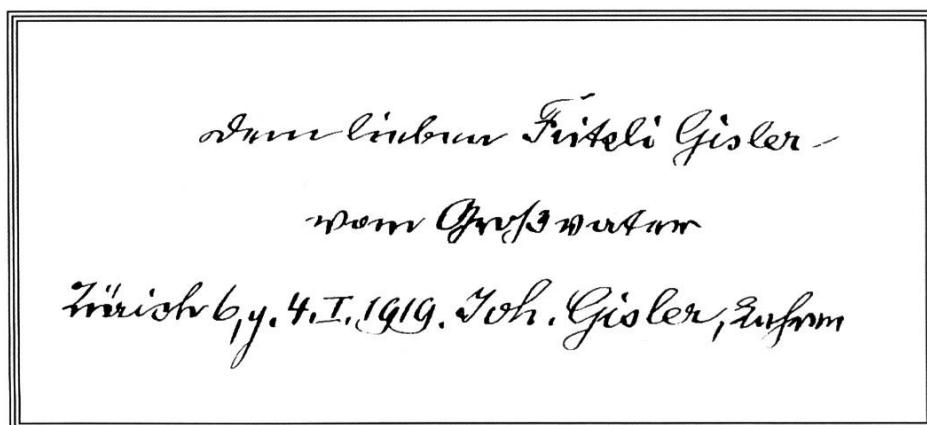
Auffallend bei diesen Notizen sind aber schon zu dieser Zeit seine Beobachtungen über das Wetter, die in seinen späteren Tagebüchern eine grosse Rolle spielen. Es erstaunte alle immer wieder, wie er als alter Mann aus dem Gedächtnis berichten konnte, wie das Wetter früher gewesen war; der Winter 1920/21 sei z.B. mässig kalt gewesen mit wenig Niederschlägen und 1923 habe es im Juni nur Höchsttemperaturen von 4–10° gegeben; da habe man selten hemdsärmlig heuen können. Anfang 1920 schreibt er als Sekundarschüler in seinen Kalender:

Sonntag, den 12. Januar stürmte und tobte es fürchterlich. Der Wind warf bei vielen Dächern Ziegel herunter, bei Markwalder etwa 140, bei Meier (Wirt «Sennhof») 200; er warf das Tennstor bei Dubs um und beschädigte

das Kamin bei Mathis... Am 14. Januar, als ich in die Schule ging, regnete es zuerst und stürmte auch stark. Aber beim Schneckenbach oben fing es grausig stark an zu hageln und der Sturm ging fürchterlich. Ich musste fast beständig rennen. Als ich in der Schule ankam, war ich flotschnass.



In dem vom Berner Kaufmann Bruno Kaiser seit dem Jahr 1908 herausgegebenen Schülerkalender mit dem «Schatzkästlein» durften neben Wissenswertem und mannigfachen Anregungen die Porträts der amtierenden Bundesräte nicht fehlen.



Konfirmation

Fritz wurde am Palmsonntag 1922 von Pfarrer Eduard Steiner konfirmiert, seine Schwester zwei Jahre später von Joh. Diem in Zürich-Unterstrass. Liny war ja nach der 6. Klasse zu den Grosseltern an die Röslistrasse 46 gezogen, um sich neben der Schule bei ihnen im Haushalt und im Garten nützlich zu machen, zumal die betagte und kranke Grosstante Anneli aus Volken nun auch bei ihnen wohnte. Die Trennung von Dällikon ist Liny nicht leicht gefallen; oft ist in ihren Briefen von Heimweh die Rede, während sich die Mutter um ihr «fernes» Kind sorgte.

Ihrem Bruder schrieb Liny 1922 aus Unterstrass zur Konfirmation:

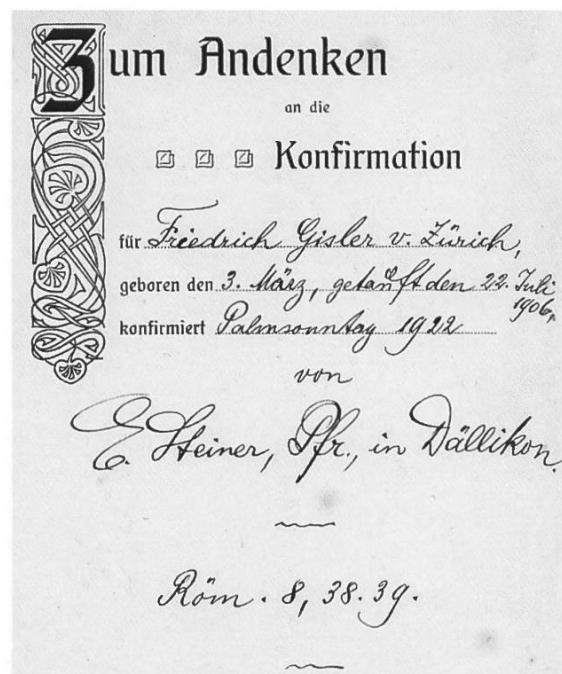
Mein lieber Bruder!

Nun ist die schönste Zeit der Jugend vorbei. Es kommt die Zeit, wo Du vielleicht in der Fremde bist und Du nicht immer bei den Eltern um Rat fragen kannst. Nur in Gedanken bist Du im Zusammenhange mit den Eltern und sie mit Dir. Bleib mit den Eltern lieb und treu. Es wird Dir ein Segen sein. Schau nur frisch und fröhlich in die Welt hinaus. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf. Es wünscht Dir viel Glück, Frieden, Gesundheit und Segen in Deinem Leben

Deine d.l. Lina Gisler.

Dekan Steiner, der 50 Jahre in Dällikon und Dänikon wirkte, hat in dieser Zeit 406 Töchter und Söhne konfirmiert. Über ihn schreibt sein Nachfolger Prof. Walter Nigg im Büchlein «Wo wir daheim sind»:

Er hat sich mit den Kindern im Unterricht gut verstanden, liebte es, mit ihnen gelegentlich einen Spass zu machen, wenn er auch nie mit sich spassen liess. Zu weilen teilte er auch «Kopfnüsse» aus, was die Kinder nicht so sehr schätzten. Es war ihm ein ernsthaftes Anliegen, der Jugend auf den rechten Weg zu helfen. Mochten die Kinder im Unterricht auch gelegentlich unter dem vielen Auswendiglernen von Liedern seufzen, so hielt er daran fest gemäss der damaligen Auffassung, diese Verse seien in jeder Lebenssituation hilfreich. Er selbst hat diese Lieder ebenfalls auswendig gelernt und hat über sie in seinem Alter oft meditiert, wenn er keinen Schlaf fand...

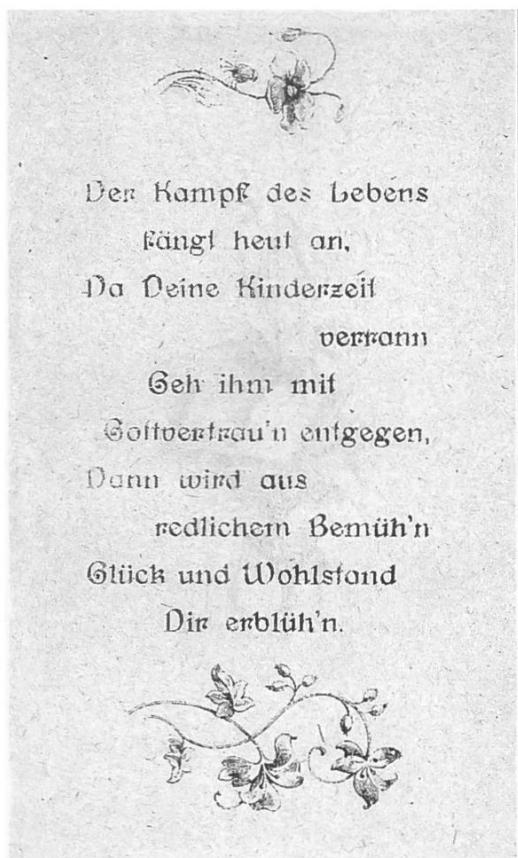




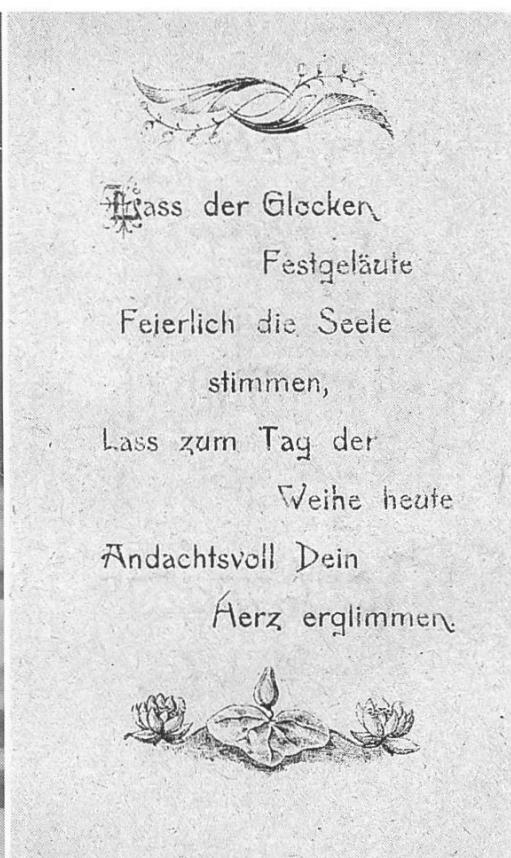
Ich bin gewiss, daß weder Tod noch Leben, weder
Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhes noch
Tiefes uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes,
die in Christus Jesus ist, unserm Herrn. Röm. 8, 38.39.

Friedrich Gisler von Zürich, geb. 3. März, get. 22. Juli 1906,
wurde konfirmiert am Palmsonntag, 9. Apr., 1922
in der Kirche zu Dällikon von C. Heiner, Pf.

Text der Predigt: 1. Tim. 6, 12.



Glückwunschkarten zur Konfirmation um 1920

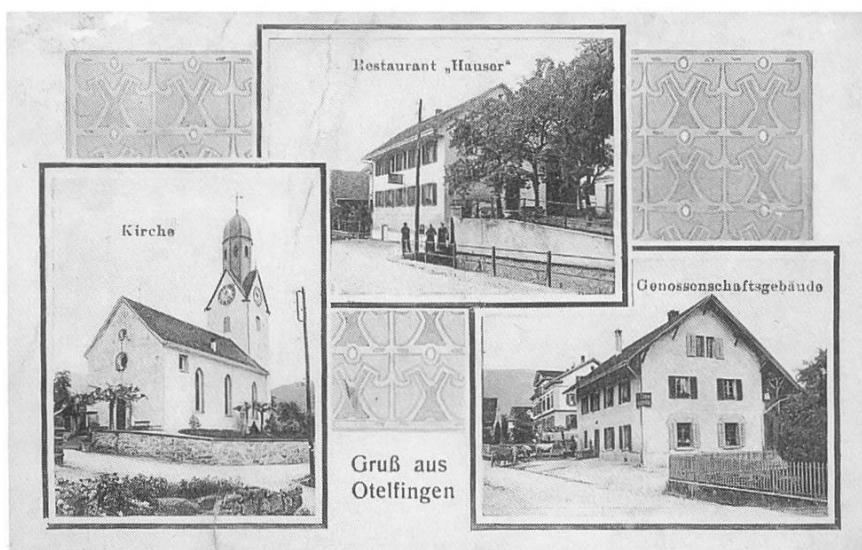


Lehrzeit beim Vater

Hat Fritz wohl selber den Wunsch geäussert, Hafner zu werden, oder ist er vom Vater dazu gedrängt worden, der ihm den Betrieb einmal übergeben wollte – so wie der Bauer seinem ältesten Sohn den Hof übergibt?

Auf alle Fälle ist aus ihm mit den Jahren ein über die Region hinaus bekannter Spezialist geworden, überall dort gefragt, wo man aus Liebhabergründen oder zur besonderen Zierde einen Kachelofen aufstellen wollte.

Im Frühjahr 1920 begann der Knabe nach der 2. Klasse der Sekundarschule die Lehre; daneben besuchte er die Fortbildungsschule und den Konfirmandenunterricht. Er war der zweite Lehrling von Friedrich Gisler; beim ersten hatte es zwei Jahre zuvor Unstimmigkeiten gegeben, so dass das Lehrverhältnis vorzeitig aufgelöst werden musste. Beim eigenen Sohn gab es keine Probleme: Fritz kannte sich in der Hafnerwerkstatt aus, er hatte dem Vater schon früh bei der Arbeit zugeschaut und ihm sicher kleinere Arbeiten abnehmen können. Der Ältere war froh, sich auf eine neue, willige Kraft verlassen zu können, und auch die Mutter und Liny begrüssten es, dass der von der Grippe gezeichnete Vater nicht mehr alles allein machen musste. Die Arbeitszeit dauerte gemäss Lehrvertrag täglich 11 Stunden, im Sommer von halb 7 bis 12 Uhr morgens und von 1 bis halb 7 Uhr nachmittags (im Winter war «erst» um 7 Uhr Arbeitsbeginn). Verständlich, dass die Tage für den erst 14-Jährigen lang wurden; oft mussten Vater und Sohn früh aus den Federn, wenn es galt, den Arbeitsort zum Ausbessern oder zum Setzen eines Ofens nach einem langen Fussmarsch pünktlich zu erreichen. Und abends, wenn sie müde waren, kam der Rückmarsch nach Dällikon, wo die Mutter mit dem Essen auf sie wartete.



Im November 1920 schreibt der Lehrling Fritz seiner Schwester Liny: «Viele Grüsse vom Vater und Fritz. Wir schaffen in Oetelfingen am Schulofen ...»

Ende 1929, also einige Jahre nach dem Lehrabschluss und nach der Rekrutenschule, schrieb Fritz in einem Brief, er sei zum ersten Mal allein mit einem grossen Ofen in Regensberg beschäftigt: «Morgens und abends ein ordentlicher Spaziergang bei allerlei Wetter...»

«Herr Gisler, geben Sie auf Ihre Kirchenfenster acht!»

Regensberg, 12. Juli 1948.

Sehr geehrter Herr Gisler!

Ich möchte Sie bitten, in den nächsten Tagen auf die Kirchenfenster aus 1708 gut acht zu geben; ich weiß aus sicherer Quelle, dass einer oder mehrere im Unterland herum reisen! Niederhasli hat sein Glasgemälde aus 1703 nun glücklich auch an das Landesmuseum verkauft, statt es in der Gemeinde zu behalten. Näheres sage ich Ihnen beim nächsten Wiedersehen, bitte Sie aber nochmals, sofort sich mit den bess. Behörden in Verbindung zu setzen, damit die Scheibe um keinen Preis veräußert wird, auch nicht an ein Museum. Prof. Hegi* wird Sie vielleicht einmal genauer aufklären.

Freundlich grüßt Sie

Heinz Hedinger.

Dieser Brief des bekannten Regionalhistorikers Heinrich Hedinger an seinen Freund Friedrich Gisler erinnert daran, dass sich das Schweiz. Landesmuseum damals lebhaft für Wappenscheiben in Dorfkirchen interessierte und auch ein begehrliches Auge auf unsere Kirche geworfen hatte. Pfarrer Ed. Steiner, dem die weltlichen Wappen in seiner Kirche ohnehin

* Der Zürcher Historiker Friedrich Hegi (1878–1930) hat sich als Heraldiker eingehend mit Glasgemälden und Wappen zürcherischer Gemeinden befasst.

ein Dorn im Auge waren, hätte sich schmerzlos von ihnen getrennt, aber dagegen regte sich Widerstand in der Kirchgemeinde. Aus einem hübschen Geschichtchen, das Hans Marthaler im Büchlein zum Kirchgemeindetag 1983 erzählt, wissen wir, dass Heinrich Meier-Wuhrmann (Sattler-Heiri), bis 1924 Dällikons Gemeindepräsident, die Däniker davon überzeugen wollte, dass die Wappenscheiben in der Kirche bleiben sollten. Er versprach: «Wenn ihr an der Kirchgemeinde teilnehmt, an der über den Verkauf beschlossen wird, und die Fenster nicht verkauft werden, dann steht bei mir nach der Abstimmung eine Tanse Wein für euch bereit.» Den Dänikern musste man das nicht zweimal sagen: So viele Männer soll Pfr. Steiner noch nie in der Kirche gesehen haben. Die Wappenscheiben sind, wie wir wissen, nicht verkauft worden, aber wie lange die Däniker beim Sattler-Heiri Wein getrunken haben, konnte Hans Marthaler nicht erfahren. Er nimmt an, es habe noch zum Füttern der Kühe gereicht.

Den Brief hatte Hedinger an seinen Freund Gisler gerichtet, weil dieser Mitglied der Kirchenpflege war, nämlich von 1928 bis 1943, sein Sohn Fritz von 1964 bis 1973. Der Vater war zudem von 1937 bis zu seinem Tod Präsident der Kirchenpflege. In diese Zeit fällt im Frühjahr 1939 die Verabschiedung von Pfarrer Steiner und die Suche nach einem Nachfolger (von Nachfolgerinnen war damals noch nicht die Rede!).



Bevor es aber zur Wahl des neuen Pfarrers kommen konnte (gewählt wurde schliesslich Prof. Walter Nigg), galt es Stellung zu nehmen zu Bestrebungen des Kirchenrats, die Pfarrstelle in Dällikon überhaupt nicht mehr zu besetzen und unsere Kirchgemeinde mit der einer andern des Furttals zusammenzulegen. Dies führte zu einer lebhaften, ja zum Teil heftigen Kontroverse in der Presse.

Eine der acht Wappenscheiben in der Kirche Dällikon

Sommer 1928

Aus einem Brief an seine Schwester Liny, die damals im Tessin Haushaltstellen versah, erfährt man, was der 22-jährige Fritz in dieser Zeit alles erlebt hat. Der Brief vom 22. September 1928 ist etwas gekürzt und redigiert:

Liebe Schwester!

Es ist gerade halb 4 h und ich höre die Glocken von Buchs und Dällikon feierlich läuten; da halte ich natürlich ein wenig inne mit Schreiben. Nun will ich kurz berichten, «was eso lauft» bei uns. Nachdem wir den Ofen machten bei Rudolf Bräm, Weiningen, mussten wir nach Dielsdorf und erstellten dort einen grösseren Tragofen. Ein schöner Spaziergang morgens und abends! Unsere Mutter fing selber an zu mähen und zu heuen. Nach Mitte Juni begannen wir im Neubau von Josef Knuser, Dällikon, den Ofen zu setzen – einen schönen. Das Häuschen ist auch sehr gefällig und hübsch gebaut, so dass es nicht stört in der Gegend. Während dieser Arbeit heueten wir noch. Es begann eine heisse aber schöne Zeit. Nachher begann die Beschäftigung zu Hause: Kirschen pflücken, die Reben besorgen und in der Werkstatt ziegeln. In Watt mussten wir einen Ofen umsetzen. Diesen Herbst haben wir genug Arbeit in Aussicht. Vom 24. Sept. bis 6. Okt. muss ich den Wiederholungskurs machen, das fällt leider gerade in eine Zeit, wo man viel versäumt. Wänns ja nu guet übere gaat. Wir alle sind sonst gesund diesen Sommer mit Ausnahme von gewohntem Unwohl- oder Müdsein; die grosse Hitze dieses Sommers machte einem schon etwas müde, aber die liebe Sonne belebte doch viel mehr, als dass sie welken machte. Du wirst ja auch nicht wenig verspürt haben davon. Der Regen ist bis anhin sehr karg, die Quellen versiegen vielerorts. Aber der Segen der Haupternten ist schön und eher gross, nur das Obst steht etwas zurück. Der Wümmet kann an den meisten Orten ein gefreuter werden.

Mitte Juli an einem Samstag kam Onkel Hans mit Hansli; er brachte ihn in die Ferien. Hansli hielt sich ziemlich gut, zeigte natürlich seine «Ecken» auch, aber er war uns trotzdem willkommen. Er konnte der Mutter doch manches helfen, ihr manchen Gang ersparen. Hansli blieb bis Mitte August*

* Hans, der ältere Sohn von Onkel Hans Gisler-Haury, wurde Konditor und im Militär Küchenchef. Er ist 1972 an den Folgen eines Verkehrsunfalls gestorben. Sein Bruder Felix weilte ebenfalls oft und gern in Dällikon. Für Fritz war er bis zuletzt ein treuer Freund und juristischer Berater.

und ging dann nur ungern heim nach Zollikon. In dieser Zeit waren Vater und ich fast immer noch zu Hause; es kam noch dies und das hervor, das gemacht sein sollte. Die Bienen durfte ich auch nicht vergessen und den Honig nehmen. Der Ertrag war wieder klein, doch besser als letztes Jahr. Mit Emden waren wir bald fertig. Es gab nicht viel, aber dafür hatten wir schönes und heisses Wetter. Mitte August kam wieder Arbeit auswärts, ein paar Tage in Weiningen.

Weniger Angenehmes haben wir von Seiten der Nachbarschaft, was die Wirtschaft betrifft. Der Nachtbetrieb stört uns schon seit Ende April fast ununterbrochen. Alle Nächte nur selten Schonzeit. Von nachts 12h bis morgens 4 oder 5 h haben wir keine Ruhe; man ärgert sich und schadet sich daher auch – hauptsächlich Vater und Mutter. Protestiert man dagegen, findet man – wie ja auch schon – wenig Gehör. Es kam auch schon zu Streitigkeiten zwischen uns und Neukomm. Auf den 1. September hat eine neue Wirtin die Wirtschaft gepachtet. Diese Person mag scheinbar etwas besser sein, aber führt den Nachtbetrieb trotzdem weiter. In den letzten Nächten standen oft 6–8 Autos auf dem Platze. Der Gemeinderat ist natürlich zu wenig energisch, und die meisten Leute zu gleichgültig, dieser Schweinerei Halt zu bieten; demnach noch keine Aussichten auf Nachtruhe.

Hermann Heider und ich sind am 3. Juni dem Sängerbund beigetreten. Kamil kommt morgen Sonntag auch mit zur Gesangsprobe nach Watt ...

Du hast nun schon den 21. Namenstag. Ich wünsche vor allem, dass Du ihn fröhlich und gesund erleben kannst, weiterhin vom Guten gesegnet seist und vom Bösen fern bleibst. Also auch im Namen der Eltern.

*Die herzlichsten Grüsse und
Glückwünsche von uns allen*

Dein Bruder Fritz

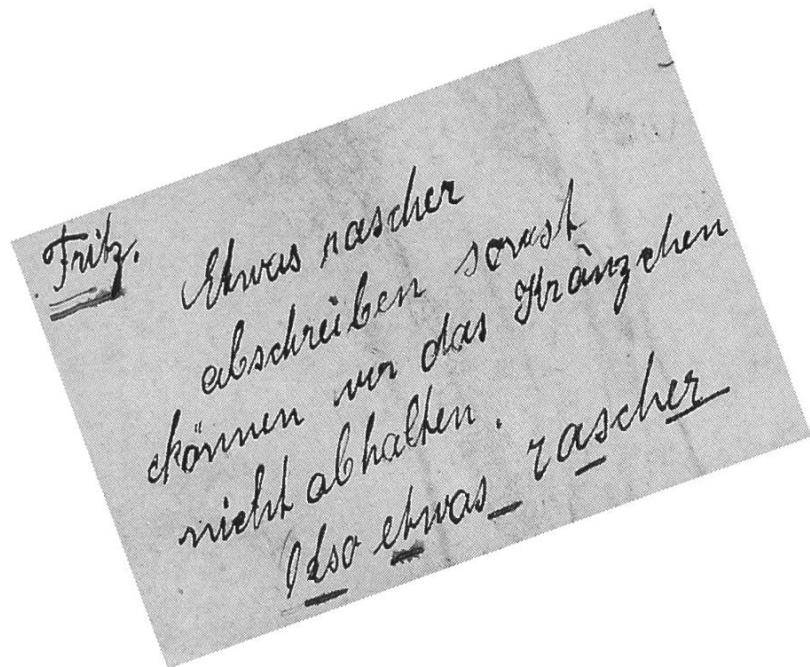
Wichtig in diesem Brief ist die Mitteilung vom Beitritt von Fritz und seinen Freunden in den Sängerbund an der Lägern, für den er bis ins hohe Alter ein treues Mitglied gewesen ist, denn das Singen hat ihm und dem Vater in der Freizeit ungeheuer viel bedeutet.

Es finden sich zahlreiche Fotos, aufgenommen anlässlich von grösseren Konzerten des Chors. Da sieht man unter den Sängern unseren Fritz, schwarz gewandet, mit weissem Hemd und dem obligaten schwarzen Gravättli, wobei man vergisst, dass er vielleicht kurz zuvor noch mit Lehm hantiert oder den Geissenstall gemistet hatte.

«Theäterle»

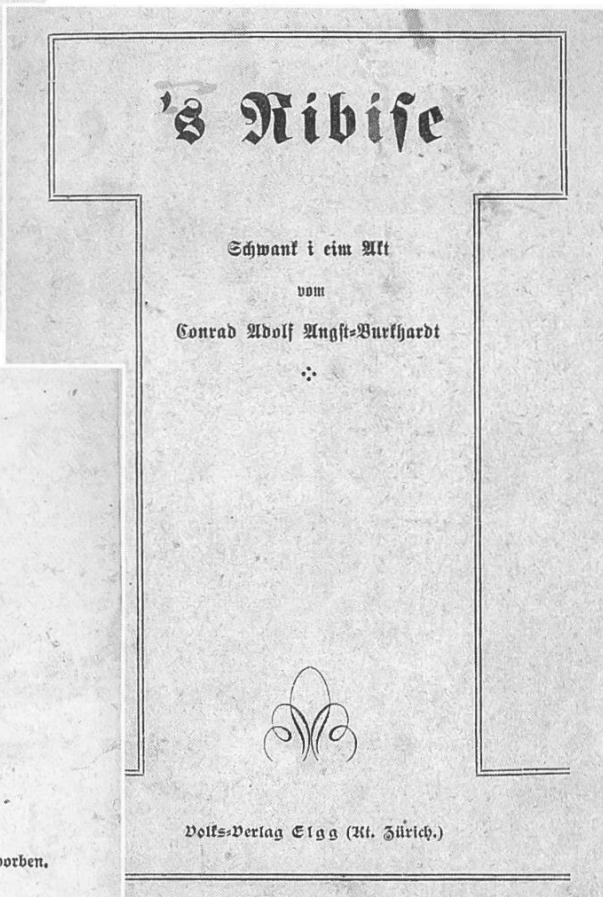
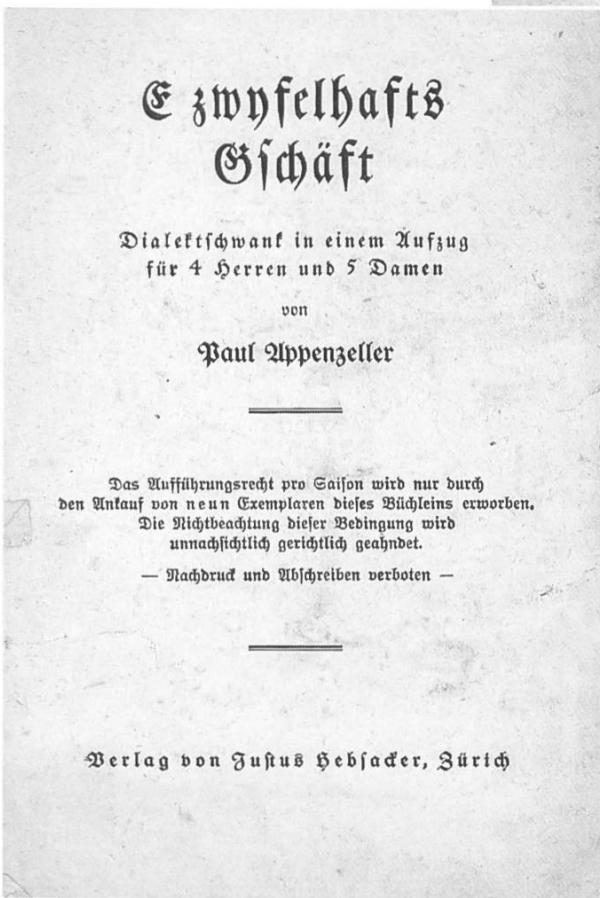
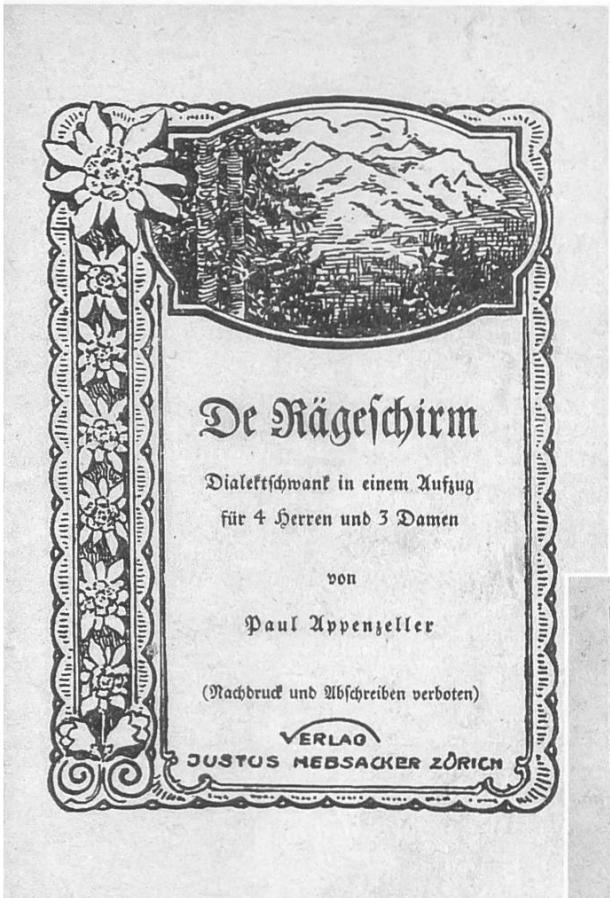
Neben dem Singen war Fritz in der Freizeit Munitönler vom Schiessverein Dällikon, absolvierte einen Anfängerkurs der «Zürcher Bienenfreunde» und machte sich nützlich im Knabenverein. Vor allem war er wegen seiner kräftigen Postur und seinem gut geschnittenen Gesicht geschätzt als «Schauspieler» bei Aufführungen in Buchs oder wenn der Frauen- und Töchterchor Dällikon im Restaurant Weingarten seine «Kränzli» durchführte. Da gab's neben den Darbietungen des Chors unter der Leitung von Lehrer Ernst Enderlin Schwänke im Programm, wie z.B. 1937 solche mit den vielversprechenden Titeln «Er wird nüd yfersüchtig», «De Jodelhuser Haarnadle-Club», «De Rütlischwur i de Wöschchuchi» und «De Kongoneger». Bei diesen Vorstellungen soll es Fritz den andern Akteuren nicht immer leicht gemacht haben, weil er es – wie der grosse Goethe – mit dem Auswendiglernen nicht so genau nahm und improvisierte, wenn er den Text vergessen hatte; verständlich, dass seine Mitspieler bös ins Schwitzen kamen, wenn sie vergeblich auf ihr Stichwort warteten.

Da man manchmal aus Spargründen nur *ein* Exemplar der Texthefte anschaffte, mussten die Schauspieler ihre Rollen mühsam herausschreiben. Deshalb findet man die Mahnung an Fritz, sich mit dem Abschreiben zu beeilen, weil sonst das Kränzli nicht stattfinden könne.





Vorstellungen um 1930 in der alten «Linde» in Buchs. Der grosse Saal des 1861 erbauten und 1971 abgebrochenen Restaurants war lange Treffpunkt der Theaterfreunde im Furttal, für die der Dramatische Verein Buchs bis 1960 seine Theaterstücke aufführte.



Amtliche Bekanntmachung.

Wir machen der lit. Einwohnerschaft von Dällikon bekannt, daß die hiesige Schul- und Kirchenpflege in Nachachtung von § 39 über das gesamte Unterrichtswesen des Kantons Zürich folgende Vorschriften erläßt:

1. Da schul- und unterrichtspflichtige Kinder nach Einbruch der Nacht ins Haus und nicht auf die Straße gehören, so ist denselben nach dem Abendbetriebslauten der Aufenthalt außerhalb des Hauses untersagt, ausgenommen in Gesellschaft der Eltern oder anderer Aufsichtspersonen.

2. Nach allfällig nötigen Besorgungen zur Nachtzeit beim Krämer, in der Milchhütte usw. haben sich die Kinder ohne Verzug wieder nach Hause zu begeben.

3. Der Besuch von Wirtschaftshäusern ist den Schülern ohne Begleitung der Eltern oder anderer Aufsichtspersonen verboten.

Übertretung dieser Vorschriften hat eine Buße von 1.-Fr., im Wiederholungsfall bis auf 5.-Fr. zur Folge.
Für fehlbare Kinder sind deren Eltern, Pflegeeltern und Vormünder verantwortlich und haftbar.

Vorstehende Vorschriften treten mit dem heutigen Datum in Kraft.

Dällikon, den 15. Okt. 1934.

Namens der Schulpflege:

Der Präsident: Dekan E. Steiner.

Der Aktuar: L. Enderlin, Lehrer.

Namens der Kirchenpflege:

Der Präsident: Gottlieb Meier.

Der Aktuar: Dekan E. Steiner.

Fasnacht 1937: «Der letzte Pfiff»

In der Geschichte unserer Gemeinde hat es meines Wissens bis heute nur zwei «Demos» gegeben: Die letzte fand Anfang Mai 1984 statt, als sich umweltbewusste Dälliker als Aktion «Pro Dällikon» u.a. mit Erfolg gegen die Einzonung und drohende Überbauung des Erholungsgebiets Chneblezen wehrten. Mit einem Informationswagen fuhren sie vor der Gemeindeversammlung durchs Dorf, um vor allem die Neuzüger zu mobilisieren.

1937 war es der Knabenverein Dällikon, der an der Fasnacht unter dem Motto «Wir fahren mit der Rösslibahn und pfeifen auf die Bundesbahn» gegen die Stilllegung der SBB-Linie Niederglatt-Otelfingen loszog. Mit zwei in eine Lokomotive und einen Personenwagen verwandelten Brückenwagen fuhren die als Bähnler und Passagiere verkleideten Fasnächtler durch die Gegend und wurden überall freudig beklauscht. Unter ihnen war auch Fritz, verkleidet als vornehmer Reisender mit Schnauz, Knebelbart und Sonnenbrille.



Es erstaunt eigentlich, dass dieser witzige Protest von Seiten der Dälliker kam und nicht von den Buchsern, die durch ihre Lage doch viel enger mit der Bahn verbunden sind als wir.

Zur Geschichte der Privatbahnen im Furttal habe ich bei Heiri Gysler ein Müschterli gefunden, das sich auf die «Schweizerische Nationalbahn» bezieht, die in den Jahren 1877 bis 1880 für die untere (also heutige) Linienführung zuständig gewesen ist:

Mein Schwiegervater in spe war in seinen jüngeren Jahren selbstverständlich auch Mitglied des Gemeinderates, und einige Male hat er mir mit fast weinerlicher Stimme erzählt, wie zu seiner Zeit die Gemeinde beinahe unter den Hammer gekommen wäre. Als die «Nationalbahn» durch das Furttal die neue Strecke errichtete, zeichnete Dällikon ebenfalls seine 20'000 Franken, während Buchs fast das Doppelte beitrug. Deshalb wurden die Gleise auch viel näher nach Buchs verlegt. Beim Riesenkrach (Konkurs) der Nationalbahn konnten die Dälliker die 20'000 Franken Obligationen zum Anheizen verwenden. Es dauerte jahrelang, bis die eigentlich an sich schon arme Gemeinde den schweren Verlust verschmerzt hatte.

Heute sind wir nicht mehr so unglücklich, dass der Bahnhof Buchs-Dällikon eine halbe Stunde Marschzeit von unserem Dorf entfernt liegt, denn mit den Gleisen vor der Haustür müssten wir neben dem Fluglärm auch noch die Geräusche der Eisenbahn verkraften.*

Daten zur Bahngeschichte im Furttal

1877	Zwei private Bahngesellschaften eröffnen im Oktober fast gleichzeitig ihre Verbindungen von Baden nach Winterthur durchs Furttal: die Nordostbahn (NOB) mit dem oberen Bahnhof Buchs via Niederglatt, die Schweizer Nationalbahn (SNB) auf der untern Streckenführung via Seebach.
1880	Konkurs der SNB, Übernahme durch die NOB.
1898	Verstaatlichung der Privatbahnen: Die SBB übernehmen die beiden Linien im Furttal mit den Bahnstationen in Buchs.
1906	Die Strecke Seebach-Wettingen wird bis 1909 als erste Strecke Europas versuchsweise auf elektrischen Betrieb umgestellt.
1937	Aufhebung der SBB-Linie über den Schwenkelberg mit dem oberen Bahnhöfli in Buchs.
1942	Definitive Elektrifizierung der Bahn im Furttal.

* Über die turbulente Eisenbahngeschichte im Furttal orientiert Fredi Bollinger ausführlich in seiner Arbeit «Was unser Furttal bewegt» («Mitteilungen», Nr. 27)

Journalisten, Fotografen und Volkskundler entdecken die Hafnerei Gisler

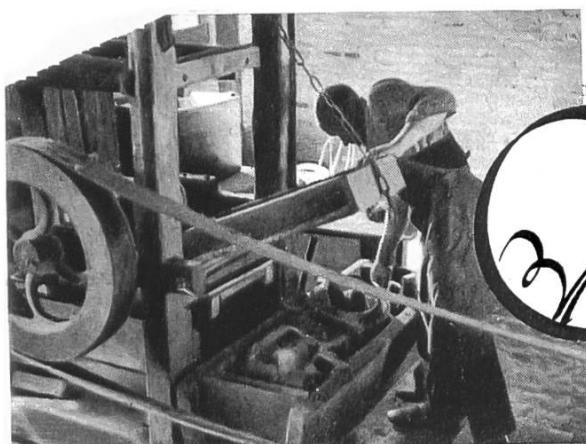
Manchmal hat man Glück bei seiner Schatzgräberei! Beim Sichten eines unauffälligen Papierstapels stiess ich auf eine Nummer der «Schweizer Illustrierten» vom 1. Dezember 1937, in der ich beim Aufblättern zu meiner Überraschung und Freude auf die erste Bildreportage über die Hafnerei Gisler stiess: «Ofenbauer – Vater und Sohn». Ein wertvolles Dokument, weil es dem Journalisten und dem Fotografen gelungen ist, die Atmosphäre des Gisler-Hauses und der Werkstatt einzufangen; zudem haben wir hier die einzigen Bilder der Sammlung, auf denen Vater, Mutter und Sohn gleichzeitig zu sehen sind.

Nr. 49 / 1. Dezember 1937
XXVI. Jahrgang. Zofingen. Erscheint Mittwochs.

Mit regelmässig erscheinender Beilage: «Die 2000

Schweizer Illustrierte Zeitung

Verlag Ringier & Co. A. G., Zofingen. Filialen Zürich, Lausanne



rierte Zeitung

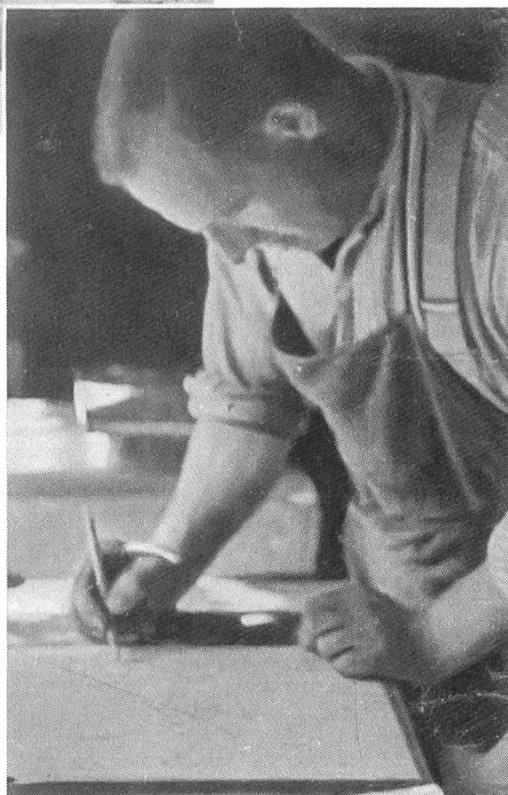
Nr. 49 / 1937

**Ofenbauer-
Vater und Sohn**

Mit dieser primitiven aber sinnreichen Maschine wird die Glasur hergestellt: Scherben, die zu Staub zermahlen werden, bilden den Grundstoff.



Der alte Ofenbauer ist für «Autarkie» innerhalb seines kleinen Betriebes. Auf seinem Grundstück hat er eine eigene Lehmgrube, die den Rohstoff für seine Kacheln liefert. Allerdings muß der Lehm noch wochenlang präpariert werden, in

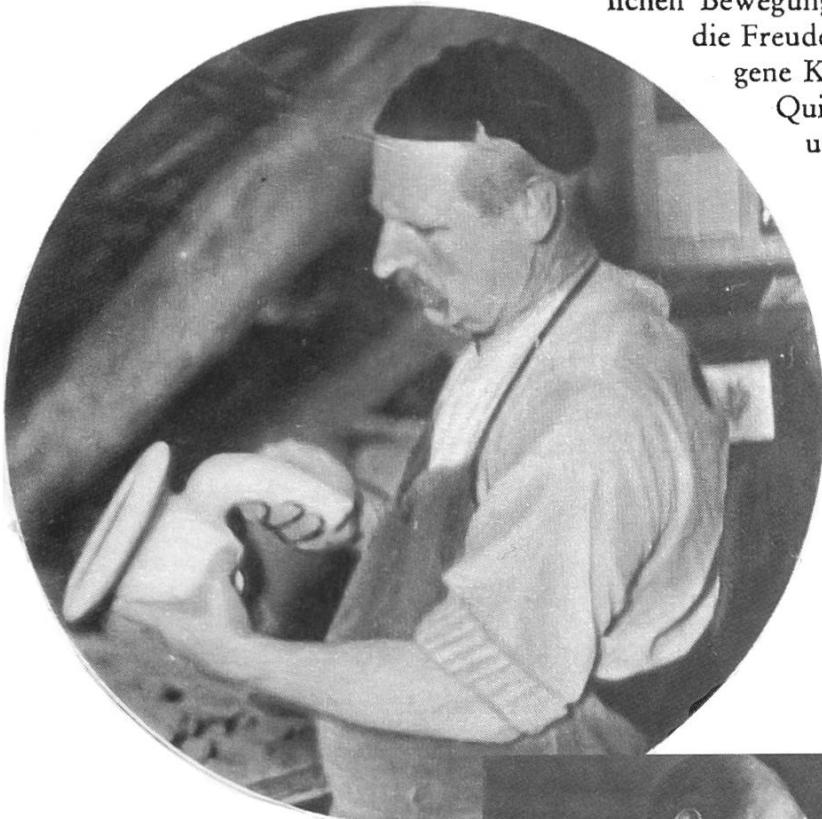


Schüsseln stehen und ständig angefeuchtet werden, bis er weiter verarbeitet werden kann. Die Weiterverarbeitung aber besteht in einem gründlichen Durchkneten mit den Füßen, dem zuverlässigsten Werkzeug.

← Hier wird die Zeichnung entworfen, und zwar wird sie zunächst als Schablone auf ein Stück Leder durchgepaust. Sogar mit dem Leder ist der alte Ofenbauer Selbstversorger, — das Leder stammt von seiner eigenen Ziege !

Er hat wohl von jeher schon einen Freiheitsdrang und Sehnsucht nach handwerklicher Selbständigkeit gehabt, der alte Ofenbauer. Jetzt ist er hoch in den Sechzig. Mit vierzehn Jahren kam er zu einem Ofensetzer und lernte sein Handwerk, das damals noch zu den üblichen und verbreiteten gehörte, von Grund auf. Inzwischen ist man längst dazu übergegangen, Kachelöfen, die ja trotz Zentralheizung immer noch Verwendung finden, im Fabrikbetrieb herzustellen, man hat rationalisiert und großzügig eingerichtet. Und er hätte ohne Schwierigkeit in einer der neuen Fabriken Arbeit bekommen können. Aber er wollte ein «freier Mann», ein selbständiger

Handwerker bleiben und hat diesen seinen Willen durchgesetzt, allerdings nur auf kleiner bescheidener Basis, mit selbst hergestelltem Handwerkszeug, selbst hergestellten Materialien; das vollendete Gegenteil aller Rationalisierung ist bei ihm verwirklicht, er arbeitet ungefähr nach der gleichen Methode wie die Ofenbauer früherer Jahrhunderte. An der inneren Befriedigung jedoch, die ihm die Arbeit gibt, ist nicht zu zweifeln, man braucht bloß die ruhige Konzentration zu sehen, mit der er jeden Handgriff richtet, seine zärtlichen Bewegungen beim Kneten der Tonmasse, die Freude, mit der er eine besonders gelungene Kachel betrachtet. Er ist kein Don Quichotte, der gegen die moderne Zeit und ihre neuen Produktionsmethoden kämpft, er weiß genau, was die



← In dem Grundstück des alten Ofenbauers bergen sich die Trümmer eines Kasteils aus der Römerzeit. Beim Lehmgraben stößt er hier und da auf antike Bruchstücke, deren Ornamente er sogleich für seine selbstentworfenen Kachelmuster verwendet.



Eine Arbeit, auf die der Ofenbauer besonders Wert legt, denn sie muß mit viel Liebe und Genauigkeit gemacht werden: das nochmalige Kneten der einzelnen, mit einer primitiven Maschine abgeteilten Stücke für die Kacheln. Es ist durchaus nicht so einfach, wie es aussieht, denn es darf keine Luft in der Masse bleiben, sonst gibt es später poröse Stellen.

(Aufnahmen von M. Seidel)

Glocke geschlagen hat, — aber es gefällt ihm nun einmal, sein geliebtes Handwerk allem Geist der Zeit zum Trotz weiter auszuüben, und er hat es tatsächlich fertig gebracht, mit sehr viel und sehr guter Arbeit und einer Einrichtung von ingenöser Einfachheit sich eine kleine selbständige Existenz zusammenzukacheln. Sein Sohn, jetzt sein Mitarbeiter, wird später das Geschäft weiterführen. Arbeit ist genug da. Die Aufträge von Privaten aus seiner näheren und weiteren Umgebung und die Arbeit an Ersatzkacheln für historisch wertvolle alte Oefen genügen für die kleine Werkstatt. Wie langweilig, so denkt man, während man von den beiden Ofenbauern Abschied nimmt, wäre doch die Welt, wenn nicht auch solche tapferen Käuze in ihr leben und wirken könnten!

Remus.



Seinen riesigen Ofen mit der gemütlichen Sitzbank hat er sich selbst noch vor seiner Hochzeit gebaut. Ein feines Feierabendplätzchen im Winter!

Mit dem neu erwachten Interesse an Kachelöfen wuchs auch die Neugierde von Journalisten und Volkskundlern für die Hafnerei in unserem Dorf. In allen gedruckten Beiträgen kommt die Verwunderung der Autoren zum Ausdruck, dass hier alle Arbeitsgänge vom gleichen Handwerker ausgeführt wurden: von der Gewinnung des Lehms, vom Schlämmen, Mischen, Stampfen und Kneten des Lehms, vom Formen, Brennen und Glasieren der Kacheln bis zum Setzen des Ofens. Eine Journalistin schrieb in ihrem Artikel, es mute sie fast wie ein Märchen an, einen solchen Berufsmann gefunden zu haben. Notabene: Auch die Glasuren fabriziert der Hafner persönlich. Dabei kommt er mit sogenannten «giftigen» Stoffen in Berührung. Um sich zu schützen, vertraute Fritz einmal meiner Frau an, müsse man viel Milch trinken (Ziegenmilch natürlich!).

Dass die Hafnerei Gisler eine Zeitlang zu einer «Sehenswürdigkeit» geworden war, belegen neben zahlreichen Presseartikeln lesenswerte Beiträge in der Jubiläumsschrift «1100 Jahre Dällikon» und im Heft Nr. 16 unserer Vereinigung. Schade, dass ein immer wieder hinausgeschobenes Film-Projekt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde nicht realisiert werden konnte. Ein Exposé von Dr. Paul Hugger aus dem Jahr 1968 lässt erahnen, was für ein kostbarer Dokumentarfilm uns heute zur Verfügung stünde, zumal sich eine von Emil Wagner 1986 geäusserte Hoffnung zerschlagen hat: die für die ganze Schweiz einmalige Kleinfabrikation in Dällikon möge noch lange erhalten bleiben. Leider war es Rico Caprez, dem Nachfolger von Fritz Gisler, wegen andern beruflichen Interessen nicht möglich, den Betrieb weiterzuführen. Damit ist auch bei uns das seltene Gewerbe des Kachelmachers und Ofenbauers seit Mitte der neunziger Jahre ausgestorben.

Publizierte Beiträge über die Hafnerei Gisler

Ofenbauer – Vater und Sohn («Schweizer Illustrierte Zeitung», 49/1.12.1937)

In Dällikon werden heute noch Kacheln hergestellt, von Alfred Huber («Regan-Zunftblatt» 1969); bearbeitete Fassung unter dem Titel «Vom Lehmklumpen zur Ofenkachel» in der Festschrift «1100 Jahre Dällikon», 1970 und in «Dällikon – Ihre Gemeinde», 1983)

Ofenmacher – ein aussterbender Beruf («Gelbes Heft», 201/1969; «Alphorn», 30.1.1971)

Beim Kachelmacher; von Rägi Jappert und Elis Herrmann («Heimatbuch des Seelandes und Murtenbiets» 1978)

Mit der Hand und mit Verstand macht der Hafner allerhand, von Adolf Häderli («Unsere Kunstdenkmäler», 2/1979)

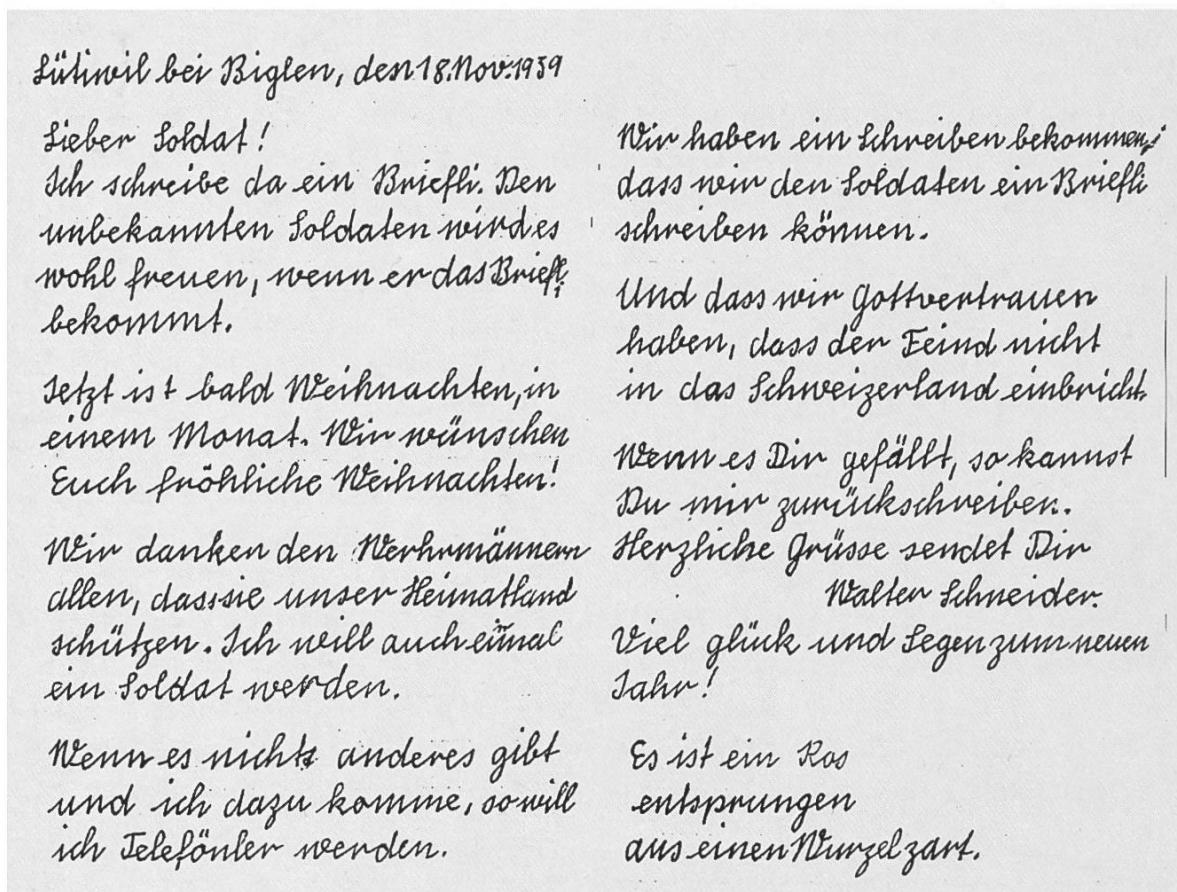
Den Hafnern von Dällikon hat die Kachelofen-Nostalgie viel Arbeit beschert, von Bernd Steiner und Bruno Schlatter («Tages-Anzeiger», 28.11.1980)

Lehm vom Altberg für Furttaler Ofenkacheln, von Emil Wagner («Mitteilungen» der HVF, Heft 16/1986)

Mit einem Ofen ist es wie mit einem Menschen: je besser man ihn behandelt, desto älter wird er, von Daniel Schneebeli («Furttaler», 12.1.1990)

Aktivdienst 1939/45

Wie viele seiner Kameraden feierte Fritz Weihnachten 1939 im Feld. Dass man zu Hause an sie dachte, zeigen kleine Briefe von Schulkindern an die ihnen unbekannten Soldaten.



Fritz, den man zu Hause dringend gebraucht hätte, musste in den Kriegsjahren 1939/45 oft einrücken; dabei lernte er Orte und Gegenden der Schweiz kennen, wo er sonst kaum hingekommen wäre. So wie die Mutter im Ersten Weltkrieg ihren Mann mit dem Wichtigsten versorgt hatte, so schickte sie ihrem Sohn 25 Jahre später unermüdlich Obst, frische Wäsche und ausführliche Briefe. In dieser Zeit lasteten finanzielle Sorgen auf der Familie: Wegen der Maul- und Klauenseuche, deren Auswirkungen auch im Unterland zu spüren waren, mussten manche Aufträge annulliert werden. Zudem war der Vater an einer schweren Diabetes erkrankt; sie zehrte an seinen Kräften, und er litt oft grosse Schmerzen, die es ihm erschwerten, Arbeiten anzunehmen. Trotzdem schaffte er es noch, im Juni 1941 bei Baders in Erlenbach seinen letzten Ofen fertigzustellen.

Nach der Kapitulation der Achsenmächte Anfang Mai 1945 lagen wochenlange Aktivdienste hinter den Männern – an der Grenze oder auf Posten im Innern des Landes. Die Infanteristen, zu denen Fritz als Schütze gehörte, erzählten von Gewaltmärschen mit kriegsmässiger Vollpackung, vom endlosen Wacheschieben, von Manövern, Dislokationen mit nächtlichem Alarm und Inspektionen durch hohe Offiziere. Zum Alltag gehörte das Turnen, die «Soldatenschule» mit Taktmarsch und Gewehrgriff, die Ausbildung an den Waffen und natürlich das Retablieren.

Lichtblicke waren ein guter «Frass» (oft aus der Gamelle), Post von den Angehörigen oder vom Schatz, der ersehnte Urlaub, 1939 vielleicht sogar ein Besuch der Landesausstellung in Zürich und die Ausgänge mit den Kameraden nach den Hauptverlesen.



Ja, diese Kameradschaft! Sie war gross geschrieben, und ohne sie wäre der Dienst oft schwer zu ertragen gewesen. Deshalb das Bedürfnis bei vielen, sich später an den Kompagnie-Tagungen wiederzusehen. Auch Fritz hat bis zuletzt kaum ein Treffen der Veteranen vom II/109 und vom II/154 veräumt.

Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg setzte die Rationierung rechtzeitig ein. Zuerst betraf sie nur Lebensmittel, dann kamen Textilien, Schuhe, Seife und Brennmaterial dazu. Im Oktober 1942 musste man auch das Brot und die Milch rationieren. Sofort nach Kriegsausbruch traf die Lohn- und Verdienstversatzordnung in Kraft, damit die Familien der aufgebotenen Soldaten keine Not zu leiden hatten.

Wie ist das Bild mit den vielen Dälliker Soldaten vor dem alten Schulhaus zustande gekommen?

Hans Spillmann, von 1974 bis 1982 Dällikons Gemeindepräsident (auf der Fotografie als Feldweibel in der vordersten Reihe neben Lehrer Enderlin), hat sich nach Kriegsende darum bemüht, dass der Gemeinderat einen Fototermin bewilligte und finanzierte. Fritz Gisler ist in der zweithintersten Reihe zu sehen. Wie er sind die meisten der zwischen 1939 – 1945 vereidigten Soldaten nicht mehr unter uns; einige leben noch bei uns in Dällikon oder sind andernorts zu Hause.



Die Aktivdienst-Soldaten hinter dem Schulhaus (immer von links)

1. Reihe 1. Rudolf Schmid-Bräm; 2. Arnold Wuhrmann-Treiber; 3. Albert Bopp-Zollinger; 4. Emil Bräm-König; 5. Helmut Günthardt-Welti; 6. Kaspar Günthardt-Markwalder; 7. Hermann Meier-Thomi; 8. Hans Spillmann-Schmid; 9. Ernst Enderlin-Haupt; 10. Hermann Krämer-Schmid; 11. Jakob Gloor-Huber; 12. Hartmann Günthart-Bucher; 13. Emil Meier-Meier; 14. Gottlieb Meier-Ehrsam; 15. Hans Meier-Schmid

2. Reihe 1. Rudolf Bräm-Riedener; 2. Heinrich Schmid; 3. Theophil Aeppli-Schwander; 4. ???; 5. Ferdinand Rüegg-Spörri; 6. Ernst Meier-Wernli; 7. Rudolf Meier-Gassmann; 8. Max Meier-Müller; 9. Alfred Wuhrmann-Meier; 10. Ferdinand Rüegg-Spillmann; 11. Alfred Meier-Heberle; 12. ???; 13. Jean Spillmann-Ackermann; 14. ???



t 1939–1945

Gemeinde Dällikon

H. Haagmans
ZÜRICH 7
Forchstr. 149

3. Reihe 1. Kurt Günthart-Schmid; 2. ???; 3. Otto Kaufmann; 4. Albert Rüegg-Schatzmann;
5. Ernst Meier-Schmid; 6. Jakob Bopp-Rüegg; 7. Karl Schenk-Sauter; 8. Werner Reichle-Hardmeier;
9. Rudolf Stüssi-Schneebeli; 10. Emil Meier-Lochert; 11. Jakob Meier-Frei; 12. Fritz Meier-Spörri;
13. Philipp Achermann-Ehrsam

4. Reihe 1. Ernst Lehmann-Muntwyler; 2. Hans Keller; 3. Paul Meier-Winkler;
4. Emil Bräm-Schmid; 5. Hans Spillmann-Krüsi; 6. Jakob Meier-Stuber; 7. Alfred Flückiger-Meier;
8. Fritz Gisler; 9. Hans Zahner; 10. Arthur Bouffé-Wigger; 11. Fritz Bouffé-Müller

5. Reihe 1. Robert Müller-Schmid; 2. Josef Knuser; 3. Albert Schmid-Wuhrmann;
4. Gottlieb Meier-Marowsky; 5. Paul Spillmann-Frei

Die «Heimatkundliche Vereinigung Furttal» wird geboren

Regensdorf, den 5. Febr. 54

Ihr geilester Herr Gisler,

Herr L. Danglos,
Regensdorf hat mir mitgeteilt, dass er
Themen von unserem Wunsche, eine historisch
interessierte Gruppe zu bilden, berichtet
hat. Wir danken Ihnen, morgen abend
in kleiner Zahl zusammenzusitzen
und uns die verschiedenen Probleme
durch den Kopf gehen zu lassen. Herr
Gustav Schärer wird aus Buchs kom-
men, Herr Schwyzer von Watt.

Entschuldigen Sie
bitte, dass ich Ihnen erst jetzt berichte,
da ich Sie telefonisch nicht erreichen
konnte. Wir hoffen aber, dass Sie
möglichen am

Samstagabend (6 Febr.) 20^h im Geigerstülli;
unschen Regensdorf zu können.

Fremdlieb grüßt Sie

A. Schärer

Fritz Gisler gehört zu den Gründern der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal, der Herausgeberin dieses Jahrheftes. Der abgebildete Brief A. Schärers von Regensdorf an F. Gisler – ebenfalls ein Dokument aus der Sammlung, welche diesem Heft zu Grunde liegt – zeugt von den Anstrengungen, anfang 1954 eine «historisch interessierte Gruppe» zu bilden; sie haben schon am 1. März des gleichen Jahres zur Gründung unserer Vereinigung geführt.

Das letzte Dokument: Abschied von Fritz

(gekürzte Fassung des am 10. Juli 1992 im «Furttaler» erschienenen Nachrufs)

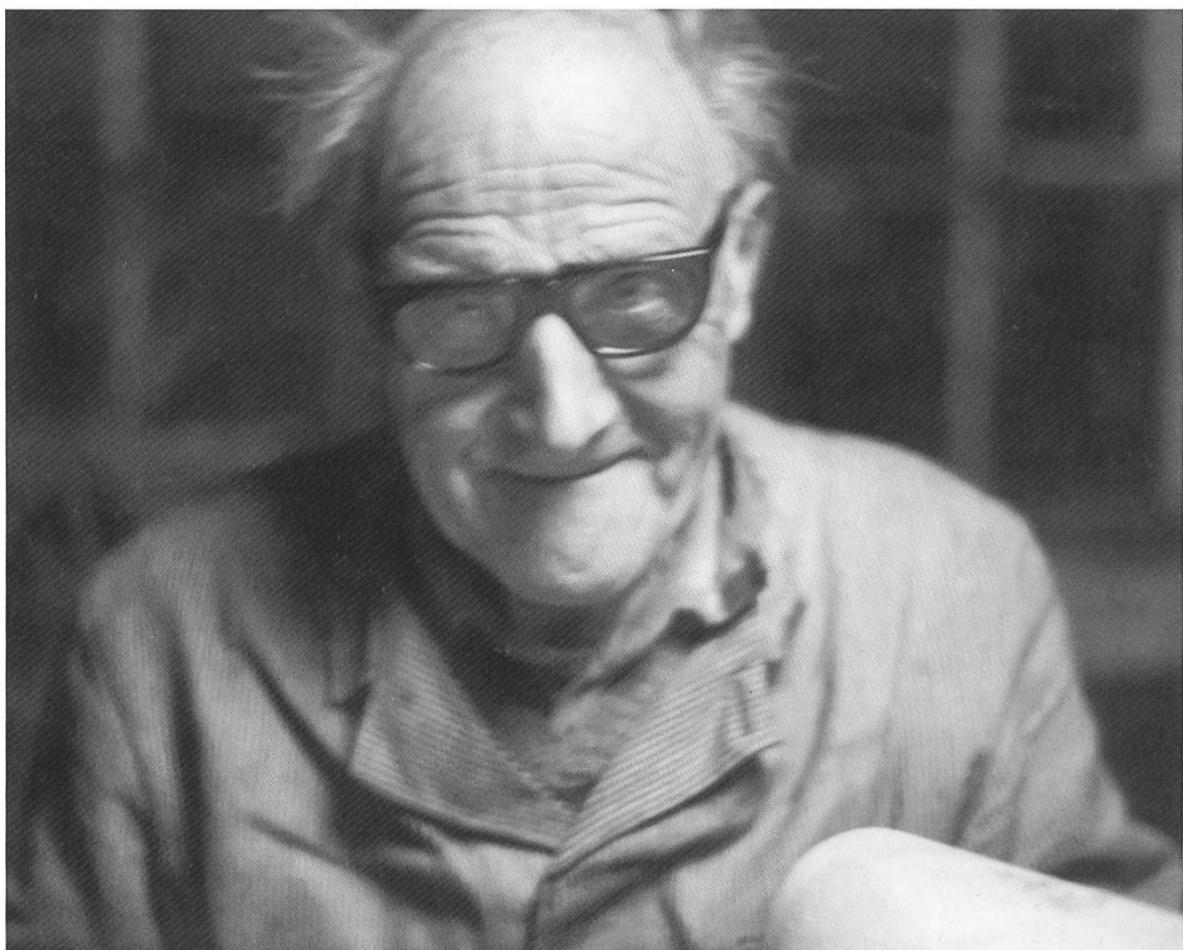
Gestern vor einer Woche galt es, Abschied zu nehmen von Fritz Gisler, dem alten Dälliker Hafnermeister, den ein Freund einmal «die Seele des Dorfes» genannt hat. Er meinte damit die ungewöhnliche Verbundenheit des Verstorbenen mit Dällikon und seine Sorge um das Wohl des Dorfes.

1943 starb der Vater und 16 Jahre später musste er auch von seiner Mutter Abschied nehmen. Aber auch nachher war Fritz nie allein; die Kinder seiner Schwester Liny wohnten zeitweise bei ihm und für andere junge Menschen standen sein Herz und sein Haus immer offen. Er führte sie in die Welt der plastischen Erde ein und faszinierte sie durch seine ungewöhnliche handwerkliche Begabung. So fand Markus Lötscher schon 1965 den Weg zu ihm, und im Herbst 1977 nahm Fritz Gisler den jungen Rico Caprez zu sich in die Hafnerausbildung auf, wohl mit dem Wunsch, die Hafnertradition im Haus fortzusetzen. Gemeinsam stachen und transportierten sie nun den «Lätt», das Rohmaterial für ihre schönen Kacheln. In seinem 77. Altersjahr konnte Fritz dann die Hafnerei diesen jüngeren Händen überlassen, wohnte und wirkte aber weiterhin in den ihm vertrauten Räumen, so dass er, als später die Kräfte nicht mehr reichten, gerne auf der Bank seines Kachelofens in Gesellschaft seines Kätzchens ein Nickerchen machte und vergangenen Zeiten nachträumte.

Dank seines ungewöhnlich guten Gedächtnisses wusste Fritz Gisler vieles von dem, was ihm seine Lehrer, seine Eltern, Grosseltern und Verwandten erzählt hatten, zu behalten und weiterzugeben. Er vertiefte sein heimatkundliches Wissen beim Stöbern in Chroniken, abonnierte Fachzeitschriften und wusste wie kein zweiter über seine Gemeinde und das Furttal Bescheid. Sollte eine Publikation über Dällikon vorbereitet werden, steuerte er sein vielfältiges Wissen bereitwillig und zuverlässig bei. Volkskundler wandten sich an ihn, und selbst das Landesmuseum interessierte sich für seine Arbeit und seine Ofenkacheln. Und wie lebendig wusste er vom Dorf und seinen Bewohnern zu erzählen – vom Wald mit seinen Bächen und Wegen, von Ausgrabungen römischer Mauerreste und Tonscherben beim Hausweiher. Dabei war oft ein leises Heimweh herauszuspüren nach dem Bauerndorf seiner Jugend, dessen Veränderungen er seit den sechziger Jahren miterleben musste. Fritz war ein dankbarer und aufmerksamer Zuhörer. Köstlich war es zu erleben, wie er mit ernstem Gesicht einen Witz zum besten gab und sich dann diebisch freute, wenn man die Pointe erfasst hatte und in sein herhaftes Lachen einstimmte.

Vor und nach seinem 85. Geburtstag, den viele von seinen Verwandten und Freunden mit ihm feierten, machte ihm ein tückisches Leiden immer mehr zu schaffen, so dass ihm sein Arzt zu einer Spitalbehandlung riet. Diese wirkte sich so günstig aus, dass der Patient zu Kräften kam, Hoffnung schöpfte und wieder begann, sich mit der Instandstellung seines defekten Wasserrads zu befassen. Doch nach einem Jahr führten ihn Schmerzen erneut zum Arzt; wieder war er kurze Zeit im Spital, wieder holte ihn seine Nichte Gisela in die Geborgenheit ihres Heims in Steinmaur. Dort mussten alle, die ihn pflegten und besuchten, seinen körperlichen Zerfall schmerzlich miterleben. Kurz vor seinem Tod holten ihn seine Freunde noch einmal an die Mühlestrasse, damit er am Ort seines jahrzehntelangen Wirkens zum letztenmal das Brennen miterleben konnte.

Besonders schön war es, dass Fritz am 29. November des letzten Jahres noch mithelfen konnte, eine junge Linde – Abkömmling seiner Hauslinde – vor der Kirche anzupflanzen. Als «Gisler-Linde» wird sie uns immer an den Verstorbenen erinnern, der unser Dorf wie kein anderer geliebt hat.



Eine wichtige Ergänzung zu diesem Heft ist die Arbeit von Emil Wagner über die Hafnerei Gisler in den HVF-Mitteilungen Nr. 16: «Lehm vom Altberg für Furttaler Ofenkacheln».

*

Die Gisler-Sammlung hat zur Zeit Gastrecht im Kirchgemeindehaus Dällikon; sie kann nur ausnahmsweise besichtigt werden.
Anfragen sind zu richten an die Kirchenpflege Dällikon-Dänikon, 8108 Dällikon.